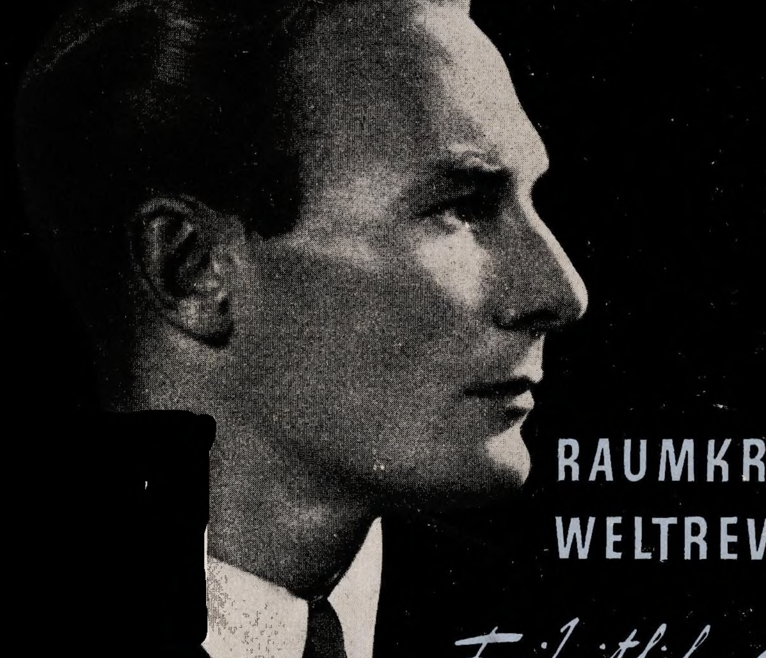
RNER BAUMBACH

Zu früh?

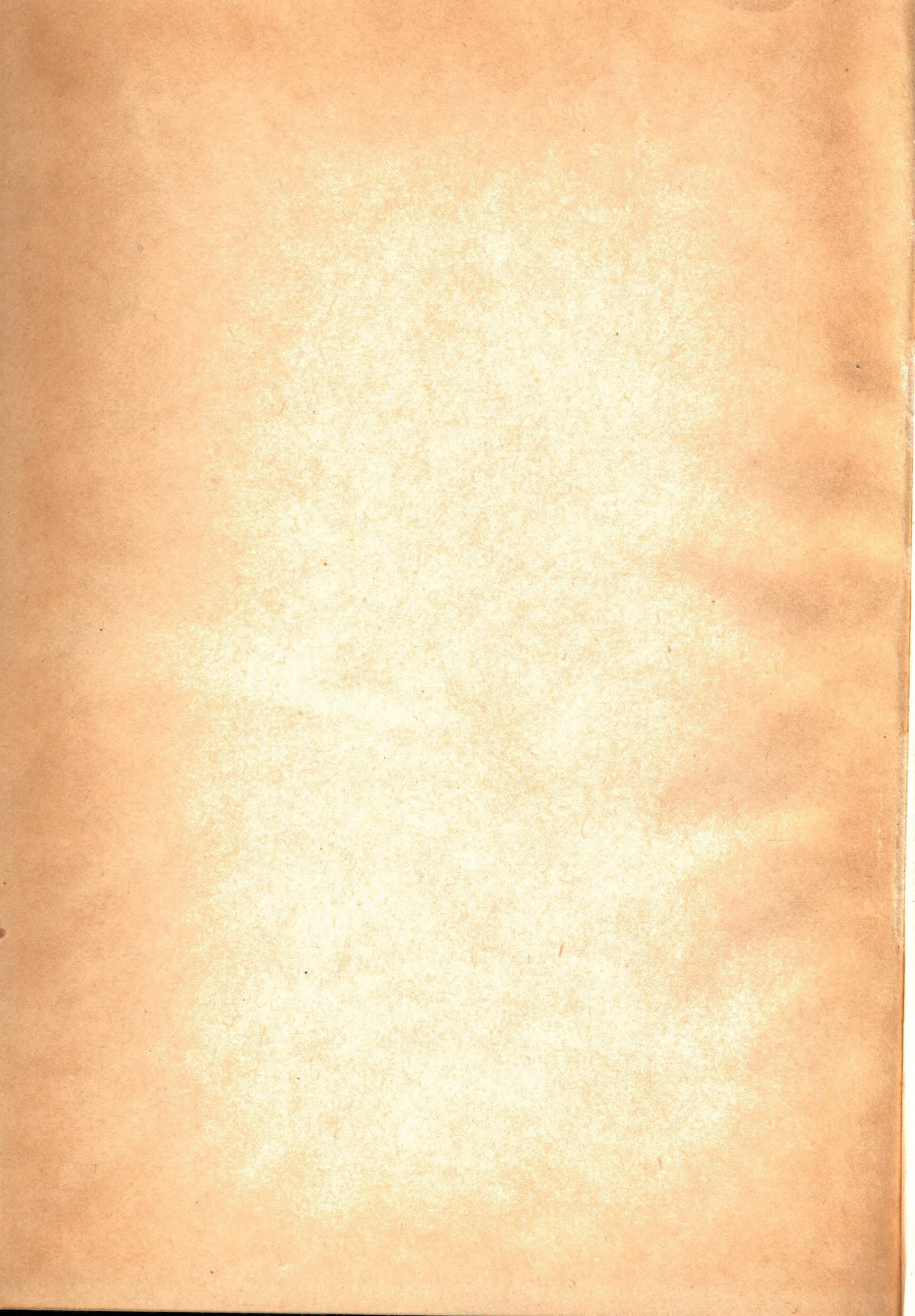


RAUMKRIEG UND WELTREVOLUTION

Freiheitliche Gedanken zur Verteidigung Europas







WERNER BAUMBACH: ZU FRÜH?

Gesamtherstellung: Alfa-Druck, Berlin W 35

WERNER BAUMBACH

Zu früh?

Raumkrieg und Weltrevolution

Freiheitliche Gedanken zur Verteidigung Europas

Wer mit Waffen und Ideen
des letzten Krieges
in einen neuen zieht, verliert



VERLAG A. DAEHLER · KOBLENZ/BERLIN W 35



FELDMARSCHALL

ALBERT KESSELRING

Die Besiegten müssen schweigen

wie die Samen.

Antoine de Saint-Exupéry



INHALT



VORWORT DES VERLAGES

Werner Baumbach, einer der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger des zweiten Weltkrieges, richtete im Jahre 1949 das Augenmerk auf sich durch sein viel beachtetes Buch „Zu spät". Die Schilderung der Geschichte und des Unterganges der deutschen Luftwaffe sowie die Darstellung des Krieges, wie er ihn sah und erlebte, paarten sich in dieser Veröffentlichung mit der Herausstellung einer tragischen Reihe von Unzulänglichkeiten und verpaßten Möglichkeiten in der Politik, im Militärischen und nicht zuletzt im Menschlichen.

Jetzt legt er eine gegenwartsnahe Studie über die jetzige deutsche und internationale Situation vor. Sie ist von höchstem aktuellem Wert angesichts des Ringens um eine neue Form der überstaatlichen Zusammenarbeit in Westeuropa gegenüber den Drohungen des Ostens. Es ist ein Vorteil der Darstellung, daß ihn der räumliche Abstand von den Beschwernissen der deutschen Gegenwart — Baumbach lebt in Argentinien — zu einer Beurteilung befähigt, die ihn über den oft ungereimten Meinungsstreit hinaushebt.

Fern jener Einstellung mancher deutschen Militärs, die in der Restaurierung versunkener Zeiten den Sinn ihrer Gegenwartsaufgaben sehen, untersucht Baumbach die deutsche Situation in einer gesamteuropäischen Schau und kommt zu der mahnenden Schlußfolgerung, den heute so viel diskutierten Gedanken der „Remilitarisierung" mehr von der Notwendigkeit der geistigen Untermauerung her zu sehen als vom rein Technischen.

Die gegenwärtigen Probleme von einer höheren Warte zu sehen und bewußt die Lehren aus einer Fehlentwicklung der Vergangenheit zu ziehen, hat sein fordernder Ruf „Zu früh" zum Inhalt. Seine eindringliche Mahnung zur Besinnung ist ein gewichtiger Beitrag zur deutschen und internationalen Diskussion über eine militärische Aufrüstung des Westens, der eine völlige geistige und seelische Neuorientierung *aller* Beteiligten vorausgehen muß.

Dann — aber auch *erst* dann — ist es nicht „Zu früh" für Baumbachs konstruktive Vorschläge, die seiner besonderen Konzeption einer Erneuerung des abendländischen Geistes im Rahmen des Eigenlebens der europäischen Völkerfamilie entsprechen.

ÜBER DEN VERFASSER

Werner Baumbach wurde am 27. Dezember 1916 in dem oldenburgischen Landstädtchen Cloppenburg geboren, wo er auf dem Realgymnasium im Jahre 1935 das Abitur ablegte. Über den Segelflug kam er 1936 als Fahnenjunker auf die Luftkriegsschule Berlin-Gatow. 1938 zum Leutnant befördert, erlebte er den Polenfeldzug als Flugzeugkommandant im Lehrgeschwader. Im Herbst 1939 in das berühmte Adler-Geschwader — K G 30 — versetzt, entwickelte er eine neue Angriffstaktik gegen Schiffsziele, die er in der Nordsee, im Atlantik, im Schwarzen Meer, im Nördlichen Eismeer, im Mittelmeer und gegen strategische Einzelziele zu beispiellosen Erfolgen führte, nur unterbrochen im Jahre 1940 durch eine Reise durch Rußland, Sibirien, den Fernen Osten und Japan.

Werner Baumbach ist der erfolgreichste Kampfflieger des zweiten Weltkrieges. Seine Sturzangriffe und Führungstaktik gegen Kriegsschiffe und Geleitzüge bewirkten endgültig eine Wandlung der Seekriegsführung zum See-Luftkrieg.

Im Jahre 1943 als Major zum Inspizienten und kurz darauf zum General der Kampfflieger ernannt, wurden dem späteren Oberst wichtige Aufgaben innerhalb der Luftwaffenführung und Luftrüstung übertragen. So verhalf er den ferngelenkten Körpern, der geheimsten und bedeutsamsten Entwicklung des Luftkrieges zum Durchbruch, bereitete 1944 als Chef des geheimnisumwitterten Kampfgeschwaders 200 eine strategische Luftkriegsführung gegen sowjetische Schwerpunktziele vor und war der letzte Fliegerführer der Kampffliegertruppe vor den Toren Berlins. Im Rüstungsministerium galt er als der kommende Mann, den eine enge Freundschaft mit Albert Speer wie auch mit Udet, Jeschonnek und Kesselring verband.

Bereits während des Krieges betätigte er sich schriftstellerisch. Sein Tatsachenbericht „Wir versenkten eine Flotte" in der „Berliner Illustrierten" erregte größtes Aufsehen. Nach dem Kriege setzte er seine schriftstellerische Tätigkeit mit verschiedenen Veröffentlichungen fort.

Werner Baumbach lebt seit 1948 in Buenos Aires. In den Jahren 1949/50 und 1951 besuchte er für längere Zeit Europa. Als Ergebnis dieser Reisen verfaßte er das vorliegende Buch.

Er hat sich heute nicht nur einen Namen als Schriftsteller gemacht, sondern er gilt auch als international anerkannter Fachmann für Luftfahrt- und Luftrüstungsfragen.

Warum?

„Deutschland muß bündnisfähig sein. Man ist aber nicht bündnisfähig, wenn man waffenlos ist.“ v. Seeckt.

Warum schon wieder ein neues Buch zu einem alten sattsam bekannten Thema? Warum so viele Worte vergeuden, wenn die Zeit zum Handeln in bedrohliche Nähe gerückt ist? Warum Bücher und Reden statt der notwendigen Taten? Gilt denn heute nicht mehr denn je das römische „Primum vivere deinde philosophari?“

Mir liegt das Handeln, die befreiende Tat näher als bloße Worte. Dazu war ich viel zu sehr Soldat und zu wenig Mann der Feder. Erst recht beabsichtige ich nicht, vom ruhigen Hafen eines transozeanischen Exils billige Ratschläge zu erteilen. Darum geht es mir wirklich nicht. Aber in der Defensive und im faulen Abwarten kann man nicht die böse Aktivität des anderen überwinden.

Wenn ich in dieser Schrift zu den Fragen der moralischen und militärischen Aufrüstung Stellung nehme, dann geschieht das als eine persönliche Meinungsäußerung zu einer Zeit, in der wir alle Gefahr laufen, unsere eigene Meinung nicht mehr zu erkennen.

Wir leben noch immer — oder schon wieder — in einem allgemeinen Kriegszustand, nur daß wir uns anstatt mit Bomben und Granaten zunächst noch mit Worten bekämpfen. Worte sind die gefährlichsten Waffen der psychologischen Kriegsführung geworden. Tagtäglich bombardieren uns Presse und Funk mit Tausenden von Worten, sie versuchen, uns in pausenlosem Trommelfeuer eine Meinung aufzuzwingen oder gar eine Entscheidung abzuringen, die nicht unsere eigene ist. Gefahren werden uns vorgetäuscht, die in Wirklichkeit nicht vorhanden sind, während die wahren Ursachen des Unheils geflissentlich vertuscht und verschwiegen werden. Begriffe

werden verfälscht und Fronten errichtet, an denen die künstlich gegeneinander aufgebrachten Menschen und Völker verwirrten Gemütes in Stellung gehen sollen, um sich morgen vielleicht schon wieder blindwütig zu bekämpfen und einander umzubringen.

Wofür?

Für Ideale, die keineswegs ideal zu nennen sind! Für Meinungen und Interessen, die nicht mal ihre eigenen sind!

Warum?

Weil alle diese Menschen für einen derartigen Kampf um ihre Freiheit gar nicht gerüstet sind. Weil sie wehrlos allen Gewalten ausgeliefert sind, die sie unter Mißachtung ihrer persönlichen Freiheit und Menschenwürde bedenkenlos in einen neuen Krieg treiben werden. Bevor wir uns wieder die Waffen in die Hand drücken und zu bedingungslosem Gehorsam verpflichten lassen, sollten wir uns innerlich wappnen, um unsere Freiheit, die immer eine geistig-seelische sein muß, erfolgreich zu verteidigen.

Das ist mein Anliegen. Ich will versuchen, etwas von dem geistigen Rüstzeug zu vermitteln, damit wir uns im Kampf um die Freiheit, in dem wir alle stehen, besser behaupten können.

Ich tue das nicht ohne Grund. Vor zwölf Jahren, als wir uns guten Glaubens und blinden Gehorsams in das große Abenteuer des zweiten Weltkrieges stürzten, hätten wir viel darum gegeben, wenn uns jemand rechtzeitig die Augen über die wahren Ursachen und Gefahren des Krieges geöffnet hätte. Viele herbe Enttäuschungen wären unserer Generation erspart geblieben. Unsere Erzieher und Vorgesetzten haben damals geschwiegen, und viele hohe und höchste Offiziere auf beiden Seiten haben erst n a c h diesem Kriege ihre Sprache und Zivilcourage wiedergefunden und behaupten, „sie hätten schon immer gewußt und es auch gesagt, wie es enden würde, wenn man nur auf sie gehört hätte“. Das ist weder soldatisch noch klingt es überzeugend. Die Millionen gefallener Soldaten werden durch derart verspätete Erkenntnisse und Beteuerungen ihrer Kommandeure und Befehlshaber nicht wieder zum Leben erweckt.

„Haltet die Schnauze!“ hat kürzlich ein alter Landser diesen redselig gewordenen Generalen zugerufen. Der Landser hatte sicherlich recht. Niemand wird einem ehemaligen Soldaten — General oder

Landser — ernstlich streitig machen wollen, unverblümt seine Meinung zu sagen. Wenn aber im Namen aller Frontsoldaten gesprochen wird, dann hätte der Landser wohl am meisten zu sagen.

Andererseits war es wohl im Kriege oft leichter, als Obergefreiter einen Sturmangriff mitzumachen oder als Leutnant ein Jagdflugzeug zu steuern, als nach dem Kriege als abgehalfterter General jahrelang durch Vernehmungscamps, Hungerlager und Internierten-Kz's geschleppt zu werden.

Es mag „zu früh" für diese kleine Schrift sein. Aber dürfen wir, die wir um die Dinge wissen, die in aller Welt zu einem eindeutigen Zweck zusammengebraut werden, schweigen? Ich glaube, daß dies vor unserem Gewissen nicht mehr zu verantworten ist.

Gerade deshalb ist eine Klärung der Begriffe und eine aufbauende Kritik unvermeidlich. Wir müssen hart im Nehmen wie im Geben sein, sonst werden wir eines schlimmen Tages zu weich geworden sein, um härtere Tatsachen zu ertragen.

In meinen Kriegserinnerungen*) habe ich die Katastrophe unseres Volkes, so wie ich sie als Flieger sah und erlebte, beschrieben.

Fehler der Vergangenheit auch am deutschen Beispiel aufzuzeigen und aus ihnen schlüssige Folgerungen zu ziehen, habe ich nicht gescheut. Bei der Niederschrift meiner Kriegserfahrungen erkannte ich, daß die deutsche Katastrophe nicht die Katastrophe an sich, sondern nur ein Vorspiel dessen war, was der übrigen Welt noch bevorsteht. Diese persönliche Überzeugung hat sich in den letzten Jahren, in denen ich von einem abseitsgelegenen Standpunkt im Süden Amerikas die technisch-wissenschaftliche wie die politisch-militärische Entwicklung in der Welt beobachtete, nur gefestigt.

Während man daheim und draußen häufig noch an der Vergangenheit herumdeutelt, habe ich versucht, die derzeitige Entwicklung auf ihre möglichen Folgen zu untersuchen. Diese Arbeit ist, insbesondere im Hinblick auf die rapide Entwicklung der Luftfahrt- und Waffentechnik, nicht abgeschlossen.

Trotzdem habe ich in dieser Schrift, die als eine Art Lückenbüßer zwischen der Vergangenheit und der Zukunft zu gelten hat zu den

---

*) Werner Baumbach „Zu spät" (Pflaum-Verlag, München).

gegenwärtigen Problemen Stellung genommen. Die Lage ist ernst und die Gefahr so groß, daß wir sie diesmal nicht wider besseres Wissen ignorieren dürfen.

Nur dann, wenn wir uns alle bemühen, die Europa bedrohende Gefahr in ihrem wahren Wesen und wirklichen Ausmaß zu erkennen, werden wir endlich unsere unverantwortliche Gleichgültigkeit und zugleich unsere panische Furcht überwinden. Wir werden den notwendigen Mut aufbringen, ihr wirksam zu begegnen. Damit beschwören wir den dritten Weltbrand nicht herauf. Wir sind mitten drin. Weil dieses so ist, brauchen wir uns weniger Zurückhaltung aufzuerlegen, als wir es in Friedenszeiten tun würden. Die Eroberung der Welt — kein neues, sondern ein uraltes Ziel des Menschen, genannt homo sapiens — ist in die entscheidende Phase getreten. Die Weltrevolution marschiert: „Völker hört die Signale, auf zum letzten Gefecht . . ."

Es ist soweit!

Marschiert auch die westliche Hälfte der Welt? Was hat sie der Weltrevolution entgegenzusetzen?

Wir wollen versuchen, ihre Möglichkeiten zu erkennen und sie unter dem großen Begriff des Raumdenkens zusammenfassen, einer Konzeption, die von dem Prinzip der Freiheit und der Idee des Glaubens ausgeht und in der Gesamtstrategie des Raumes, in einem Planen und Kämpfen im gesamten Lebensraum des Menschen, in einem überweltlichen Denken endet. Ein gigantisches Konzept, der Weltrevolution ebenbürtig, — überlegen. Ein kämpferisches Fanal: Die alte Fahne der Freiheit mit den christlichen Insignien der Brüderlichkeit, durchglüht vom Wissen und Beherrschen des Weltraums. Deshalb hat diese Studie einen Untertitel erhalten, durch den heute das Gros der Menschheit in steter Spanne und Unruhe gehalten wird:

Raumkrieg und Weltrevolution

Es ergibt sich aus dem weitgefaßten Thema, daß wir uns nicht allein auf militärische Kenntnisse und Erfahrungen stützen können. Sowohl der Raumkrieg wie die Weltrevolution haben den alten politischen, wirtschaftlichen und militärischen Rahmen gesprengt. Wir

müssen uns daher zu einer umfassenderen Weltbetrachtung als der eines spezialisierten Politikers, Technikers oder Militärs bequemen.

Ich bin kein Exponent irgendeiner der bestehenden politischen Richtungen oder militärischen Interessengruppen, sondern ich habe mir nur einen guten Teil dieser Welt mit offenen Augen angesehen.

Ich will nicht ein neues Parteiprogramm oder eine neue Theorie des Krieges verkünden, sondern ich werde lediglich eine Reihe aktueller Probleme anschneiden, von deren baldiger Lösung unsere Zukunft abhängen wird. Ich werde auch die Folgen bereits getroffener Maßnahmen nicht verschweigen. Dieses Unterfangen überschreitet den begrenzten Rahmen dieser Schrift. Ich bin mir dessen bewußt und empfehle mich meinen Lesern mit Anselm Feuerbachs Eingeständnis:

> „*Wer vieles umfassen will, darf sich kleiner Irrtümer nicht schämen. Wer alles im Ganzen überdenkt, kann nicht alles im einzelnen ergründen, sondern muß über vieles nur hinwegstreifen.*"

In Deutschland, Finsterwald am Tegernsee, Juni/Dezember 1951.
Diese Schrift wurde im Juli 1952 beendet.

Martinez, Paranà 1513.
Prov. Buenos Aires.

Werner Baumbach

Der Soldat in der Krise

Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen! Wer wollte das bestreiten? Kaum ein paar Jahre sind verflossen, seitdem ein so hervorragender Soldat wie der nordamerikanische General Patton sich in der gesamten Weltpresse als Militarist angeprangert sehen mußte. Dabei hatte der General kein nachweisbares Kriegsverbrechen begangen, sondern nur den Sieg tatkräftig miterringen helfen. Wochen vorher war die gleiche Presse noch voll des Lobes über seine Waffentaten auf dem Vormarsch durch Deutschland bis vor die Tore Berlins. Doch als der General auf seinem ersten wohlverdienten Heimaturlaub in seiner Vaterstadt weilte, wo die Schulkinder dem Sieger von Avranche einen begeisterten Empfang bereiteten, wie es die Kinder seit je für ihre Helden getan, und der General an die Kinder ein paar freundliche und ganz unverbindliche Worte richtete, wie etwa: daß sie ihren Vätern und älteren Brüdern nacheifern sollten, um auch einmal solch gute Soldaten zu werden, da wurde aus dem Volkshelden Patton in der Presse der Volksschreck: „Militarist."

Mit diesem abfälligen Urteil über einen bekannten Soldaten wurde die Stimmung der breiten Massen in den Siegerstaaten tatsächlich treffend charakterisiert. So vergeßlich sind die Völker und so kriegsmüde waren sie nach jenem erschöpfenden Waffengang im Ringen um die Neuordnung der Welt, daß sie von Krieg und Kriegsgeschrei samt allem Heldenkult nichts mehr wissen wollten. Alles, was auch nur im entferntesten daran erinnert, war streng verpönt, und die Soldaten selber bemühten sich, so schnell es ging, die unbequeme Uniform mit dem schlichteren Zivil zu vertauschen, um daheim ja nicht unangenehm aufzufallen. Der Soldat stand auch in den Siegerstaaten nicht mehr hoch im Kurs. Er hatte seine Pflicht getan und konnte nicht nur, er mußte gehen. Der ewige UN-Friede war ja angebrochen und in dessen neuem Weltplan war für den Soldaten kein

Platz mehr. Das große Strafgericht, das nun über die besiegten Völker und vor allem über deren Soldaten hereinbrach, war keineswegs nur von blindem Haß diktiert, sondern auch von dem Wunsch, diesen Frieden um jeden Preis zu erhalten. In Nürnberg und Tokio wollte man in diesem Sinne ein abschreckendes Exempel statuieren, wie man es kurz vorher schon in Hiroshima und Nagasaki mit Atombomben getan hatte.

Einsichtigen Offizieren, wie dem Feldmarschall Montgomery, war es schon damals klar, daß es bei diesen sogenannten Kriegsverbrecherprozessen nicht allein um die Köpfe der besiegten Feinde, sondern um die öffentliche Diffamierung eines ganzen Standes ging. Vor dem Gesetz sind bekanntlich alle Menschen, auch Sieger und Besiegte, gleich. Sie sollten es jedenfalls sein. Das Gesetz, das ex post den Krieg zum Verbrechen erklärte, stellte jedoch fortan die Soldaten mit gemeinen Verbrechern auf die gleiche Stufe. Unter diesen Umständen ist es gewiß nicht mehr so schön und ehrenhaft wie einst, Soldat zu sein.

Diese Urteile über die „Kriegsverbrecher" wie die sie begleitenden Pressekommentare hatten überall im Westen eine Stimmung erzeugt, die der totalen moralischen Abrüstung aller schöpferischen und damit geschichtlich wirksamen Kräfte gleichkam. In ihrem Bedürfnis, den totalen Sieg in einem totalen Frieden — den wir bekanntlich erst im Grabe finden werden — zu verewigen, wurde 1945 von den Siegern der vergebliche Versuch unternommen, die Welt künstlich in einem zur Stunde des Sieges gegebenen Zustand zu erhalten. Aus dieser Welt sollte der Kampf und folglich auch der Soldat verbannt werden. Dieser Versuch mußte scheitern, wie er bereits nach 1918 trotz Völkerbund und Abrüstungskonferenz gescheitert war. In Wirklichkeit hat der Kampf als das Prinzip des ewig fortwirkenden und ständig die Welt verändernden Lebens auch in diesen Nachkriegsjahren nie aufgehört.

Der Fall des Generals MacArthur war ein weiteres Schlaglicht dieses verwirrten Zeitgeistes. Bezeichnend war es dabei, daß es nicht die kommunistische Presse war, die über den Soldaten MacArthur den Stab brach — denn sie hatte allen Grund über die Moskau willkommene Absetzung des Generals im stillen zu frohlocken —, son-

dern gerade jene großen Zeitungen im Westen, die sich mit der offiziellen Politik der amtierenden Staatsmänner identisch erklären und inzwischen zu den lautesten Rufern im Streite um die Wiederaufrüstung gehören. Es sind die gleichen Blätter, die sich über den „Defaitismus" der Europäer entrüsten, den General Eisenhower auf seinen Inspektionsreisen mancherorts angetroffen zu haben glaubte und in seinem Bericht an den nordamerikanischen Kongreß öffentlich brandmarkte. In diesem aufschlußreichen Bericht über die Verteidigungsbereitschaft des Westens hatte Eisenhower nur zu erwähnen vergessen, daß dieser Defaitismus der Europäer ebenso made in USA ist wie die vorgesehenen Waffen der einstweilen noch auf dem Papier stehenden Europaarmee.

Diese Beispiele seien nur erwähnt, um von vornherein auf die labile Situation des Soldaten in allen Staaten des Westens zu verweisen und damit den Kern des vielumstrittenen Problems unserer Wiederaufrüstung, die in der buchstäblichen Übersetzung aus dem angelsächsischen Sprachgebrauch leider auch als Remilitarisierung bezeichnet wird, anzudeuten.

Außer modernen Waffen und Kriegsgerät sind bei dieser Wiederaufrüstung die Menschen entscheidend, die diese Waffen und Geräte bedienen müssen, um notfalls im Kampfe ihre Freiheit zu bewahren. Nicht die Anzahl der Menschen, die nun mehr oder weniger freiwillig in allen westlichen Staaten zum Waffendienst zusammengetrommelt werden, wird den Ausgang dieses Kampfes bestimmen, sondern der Wille jedes einzelnen Soldaten, den Feind siegreich zu schlagen. Der gute Kampfgeist des Soldaten ist die Voraussetzung des Sieges, auch in einem modernen Kriege. Ohne ihn ist der Krieg verloren, bevor die erste Schlacht geschlagen wird. Ohne ihn sind alle in die Wiederaufrüstung investierten Dollarmilliarden hinausgeworfenes Geld und alle materiellen und persönlichen Opfer der steuerzahlenden Staatsbürger vergebliche Liebesmüh. Denn die Wiederaufrüstung des Westens ist außer einem technisch-organisatorischen vor allem ein psychologisches oder, besser gesagt, ein geistig-seelisches Problem.

Diese Erkenntnis hat bisher unseren Berufs- und Amateurstrategen ferngelegen. Sie haben das Problem von der finanziellen,

wirtschaftlichen, technischen, geographischen und militärischen Seite betrachtet und es nach allen Regeln ihrer Kunst durchleuchtet. Sie haben das jeweilige Kräftepotential in Ost und West zu statistischen Übersichten zusammengestellt und sind zu Endsummen gekommen, vor denen ein Astronom erblassen würde. Nur den kleinen Faktor Mensch haben sie in ihrer Rechnung vergessen und das, was in dem noch kleineren Hirn dieses Menschen vorgeht. Damit ist jedoch ihre ganze schöne Rechnung null und nichtig, denn dieser Mensch, der morgen schon Soldat sein kann, ist imstande, durch seine Handlungen und Unterlassungen im Ernstfall einen dicken roten Strich durch alle wohlgeplanten und ausgeklügelten strategischen Konzepte zu machen. Noch immer ist der Mensch das unerforschte Wesen, das die Imponderabilien des Krieges in seiner Brust verborgen hält. Je mehr wir diesen Menschen in den Schatten unserer Betrachtungen und Pläne verdrängen, um so mehr wird es Nacht um uns, und um so leichter werden wir irren. Je mechanisierter und komplizierter die Kriegsführung, um so größer sind vor allem die psychischen Belastungen, denen der einzelne Soldat unterworfen sein wird.

Ich denke in diesem Zusammenhang an Gespräche, die ich im letzten Kriege mit meinen fliegenden Besatzungen geführt habe. Zwischen Gott und der Welt gab es kaum eine Frage, die nicht von ihnen aufgeworfen und ernsthaft erörtert wurde und auf die sie eine Antwort verlangten. Und sie hatten wohl ein Recht dazu, deren Leben oft mit dem nächsten Fluge beendet war. Schließlich hat der Soldat ein Recht zu erfahren, weshalb er kämpfen und sterben muß. Ich bin damals meinen Soldaten häufig die erwünschte Antwort schuldig geblieben. Mein eigenes geistiges Rüstzeug als Führer einer technisch-spezialisierten Truppe, wie sie ein fliegender Kampfverband darstellt, war ungenügend. Darin war ich sicherlich keine unrühmliche Ausnahme unter den Geschwaderkommodoren.

Seither ist die Welt um einiges bewußter geworden. Jedenfalls wird das allgemein behauptet. Es ist daher anzunehmen, daß die Soldaten von morgen noch mehr nachdenken als unsere Soldaten im letzten Kriege. Wir müssen uns noch auf ganz andere Fragen gefaßt machen. Es wäre gut, sich beizeiten darauf vorzubereiten.

Tradition und Drill werden zur Erziehung des modernen Soldaten nicht mehr ausreichen. Es wird auch nicht genügen, daß der Soldat einen flüchtigen Einblick in den immer komplizierter werdenden Mechanismus seiner Waffen und Geräte erhält und in deren Handhabung ausgebildet wird. Der Soldat von morgen wird nicht nur wissen wollen, wie er diese Waffen und Geräte zu bedienen, sondern warum er sie zu tragen und gegen wen er sie zu richten hat. Das sind Fragen, auf die das überlieferte militärische Einmaleins wie die einschlägigen Dienstvorschriften keine befriedigenden Antworten zu erteilen vermögen.

Diese Fragen werden jetzt schon aufgeworfen, zu einer Zeit, in der das Gros unserer Divisionen noch auf dem Papier steht. Daher ist es noch möglich, sie in aller Öffentlichkeit zu erörtern. Das ist auch gut so, denn wenn es erst soweit ist, dann ist es bekanntlich zu spät. Diese Fragen werden jetzt schon von den jungen Menschen, die den letzten Krieg zwar miterlebten, aber noch nicht aktiv an ihm teilnahmen, an uns alte Soldaten gestellt, und wir sollten uns unsere Antworten sehr genau überlegen.

Wir sollten uns dabei nicht allzusehr auf unsere Erinnerungen und unsere Erfahrungen verlassen. Denn viele von uns erinnern sich schon heute nicht mehr, was wir erfahren haben und sind dabei, den gleichen Fehler von neuem zu begehen. Sie schleppen ihre Erinnerungen wie ein zu schwer gewordenes Marschgepäck durch die Zeit und haben durch diesen Ballast nicht nur ihre physische Beweglichkeit, sondern vor allem ihre psychische Anpassungsfähigkeit in der Gegenwart verloren. Sie sollten zunächst einmal ihr von Titeln, Orden, Ehrenzeichen und Ressentiments belastetes Gepäck ablegen. Sie sollten neu in Stellung gehen, um sich an den Fragen der Gegenwart zu orientieren, bevor sie den Marsch in das unbekannte Gelände der Zukunft fortsetzen und jungen Menschen gute Ratschläge oder gar Befehle über Ziel und Richtung dieses Marsches erteilen. Wer das nicht kann, weil er irgendwie mit der Zeit nicht mitgekommen ist und ihre Zeichen nicht mehr zu deuten vermag, der sollte lieber schweigen. Wer sich aber zum Raten und Befehlen berufen fühlt, der sollte sich seiner Verantwortung bewußt sein, die er damit auf sich nimmt.

Ich möchte an ein Wort des unter Hitler so umstrittenen und ums Leben gekommenen langjährigen Chefs des deutschen Generalstabes, Generaloberst Beck, erinnern, der seine Mitarbeiter immer wieder und leider vergeblich ermahnte, die Scheuklappen ihres Ressorts abzulegen und nach der Erkenntnis des allumfassenden Lebens zu streben:

„Es ist ein Mangel an Größe und Erkenntnis der Aufgabe", betonte Beck, „wenn ein Soldat in höchster Stellung seine Pflichten und Aufgaben nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufträge sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung vor dem gesamten Volke bewußt zu werden."

Diese Verantwortung bestand und besteht heute mehr denn je. Dazu bedarf es nicht eines besonderen Hinweises auf die Urteile der Nürnberger Schauprozesse. Auch die Sieger von gestern wissen das. Oder sollten sie die Warnung ihres früheren Generalstabschefs Marshall genau so leichtfertig wie wir die Mahnung Becks vergessen? General Marshall war es, der mit ganz besonderem Nachdruck erklärte, daß: „... der übertotale Krieg in dem Zeitalter der Atomkraftverwertung kein Krieg im herkömmlichen Sinne mehr sein wird, sondern eine aufs höchste gezüchtete Massenvernichtung der Menschheit, für die niemand die Verantwortung zu übernehmen bereit ist, der Anspruch darauf erhebt, als Mensch bewertet zu werden."

Wir wollen den General, der inzwischen den wichtigen Posten eines USA-Staatssekretärs für die Verteidigung bekleidet hatte, nicht nur bei seinem Wort nehmen, sondern wir wollen und sollen uns dieses Wortes auch erinnern. Denn vor die entscheidende Wahl, auch in Zukunft „als Mensch bewertet zu werden" und seine Taten vor seinem eigenen Gewissen zu verantworten, ist heute jeder Soldat gestellt.

Durch die unsichtbare Rechtsgrundlage in seiner sozialen Stellung erschüttert und in seiner persönlichen Haltung schwankend geworden, geriet auch der Soldat in die Krise. Dadurch ist eine der ältesten Institutionen des Abendlandes, die sich bisher dank ihrer straffen Disziplin und des sie verbindenden Korpsgeistes aus allen Krisen der Zeit heraushalten konnte, der Umwertung aller Werte verfallen.

Der Soldat hatte bisher in einer abgeschlossenen Welt von festen überlieferten Grundsätzen, Pflichten und Gesetzen für sich gelebt. Die Mauern dieser Welt sind unter dem Ansturm zweier Weltkriege gefallen. Die unantastbare Stellung des Soldaten im eigenen Staate und Volke ist untergraben und sein Nimbus erschüttert.

Allein die Tatsache, für Handlungen und Unterlassungen zur Rechenschaft gezogen zu werden, die außerhalb seiner ureigensten Domäne und seines engeren Pflichtenkreises liegen, zwingt den Soldaten, sich um Vorgänge und Dinge zu kümmern, für die er sich bisher nicht zuständig fühlte. Bisher wurde dem Soldaten gesagt, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei. Er war angewiesen, sich nur um die Fortsetzung und deren Mittel, nicht aber um die Politik zu bekümmern. Krieg zu führen und sich im Frieden auf den Krieg vorzubereiten, das war die selbstverständliche Pflicht und das vertraute Handwerk jedes Soldaten.

Wie er sich auf den Krieg vorzubereiten hatte, ersah der Soldat aus den Dienstvorschriften. Dort wurde ihm jeder Handgriff an jeder beliebigen Waffe erklärt. Dort fand er alles, was er in Krieg und Frieden zu tun und zu lassen hatte. Schwieriger war es schon, im Frieden zu erlernen, wie man Kriege zu führen und auch zu gewinnen hatte. Das stand nicht immer in den Dienstvorschriften. Der höhere Offizier mußte die Kriegsgeschichte studieren, die ihn klipp und klar darüber belehrte, wie Schlachten gewonnen und weshalb sie verloren wurden. Er mußte seinen Clausewitz, Moltke und Schlieffen, seinen Napoleon, Mahan und Rougeron kennen. Sie lehrten ihn die Regeln der neueren Kriegskunst. Niemand hatte ihn jedoch darüber belehrt, wie er einen Krieg v e r h i n d e r n könne. Diese Aufgabe fiel den Politikern und Diplomaten zu. Soldaten von politischem Weitblick hat es auch früher gegeben, doch blieben sie Ausnahmen. Das XIX. Jahrhundert huldigte dem Ideal des „unpolitischen Soldaten“, der sich besser aus den innerpolitischen und sozialen Kämpfen seiner Zeit heraushielt und sich weniger für die Wahrung des inneren Friedens als für den äußeren Bestand des Staates zu interessieren hatte. Die Technisierung und Mechanisierung der Kriegsführung in diesem Zeitraum brachte es außerdem mit sich, daß der Soldat sich immer mehr auf seine engeren militärischen Aufgaben und den be-

sonderen Charakter seiner Waffengattung spezialisieren mußte. Dadurch ging ihm, wie in vielen anderen Berufen, der Gesamtüberblick über das politische Weltgeschehen verloren. Auch die Wehr- und Geopolitik vermochte diese Lücke nicht zu schließen.

Das alles ist seit Nürnberg grundsätzlich anders geworden und hat dem Soldatenberuf einen völlig neuen Aspekt gegeben, in dem der Heldentod von einst als das geringere Risiko erscheint. Der Soldat fühlt sich heute den Zeitverhältnissen und ihrer Problematik ausgeliefert. Er verspürt unbewußt verborgene Gefahren, die ihm zuweilen bedrohlicher erscheinen als der äußere Feind. Es gilt dies nicht nur für den deutschen Soldaten, sondern allgemein für die Soldaten in allen westlichen Staaten. Sie können mit wachsender Krise ihre Unsicherheit den einfachsten Fragen des alltäglichen Lebens wie den großen Problemen der Weltpolitik gegenüber nur sehr schlecht verbergen und werden dort redselig, wo ein Seeckt, die große Sphinx der kleinen deutschen Reichswehr, geschwiegen, dafür aber um so mehr gehandelt hätte. Auch die Redseligkeit ist ein Symptom der Krise. Man redet kräftig um die Problematik herum, die man aus eigener Kraft nicht mehr zu lösen vermag. Viele der augenblicklich sehr im Schwange stehenden militärischen Debatten erinnern peinlich an den berühmten Streit um des Kaisers Bart.

Der Soldat steht jedoch nicht allein in der Krise, und er ist für sie auch nicht allein verantwortlich zu machen. Die Krise wurde nicht erst durch den Krieg, seine Zerstörungen und durch das Elend in seinem Gefolge hervorgerufen. Sie war schon vorher da. Nach dem ersten Weltkrieg sprach man von einer Liquidationskrise, aus der wir in die allgemeine Aufrüstung und in den Krieg entflohen.

Der letzte Krieg hat die Krise jedoch nicht überwunden, und die gegenwärtige Aufrüstung ist kein gegebenes Mittel zur „Wirtschaftsankurbelung" und „Arbeitsbeschaffung", wie es gelegentlich behauptet wird. Ein neuer Krieg würde uns erst recht keinen Ausweg aus der Krise weisen. Es wäre nur eine ihrer gigantischen Kettenreaktionen, wie sie seit vierzig Jahren die Welt erschüttern. Ein neuer Krieg wäre nicht das Ende der Krise, aber er könnte sehr leicht unser aller Ende werden: das Ende jeder Kultur und Zivilisation auf dieser Erde, das Ende des freien Menschen und eines menschenwürdigen

Lebens für diejenigen, die sich nach dieser neuen Katastrophe überhaupt noch mit gutem Gewissen Menschen nennen können! Daher muß sich der Soldat beizeiten über das wahre Wesen der Krise Klarheit verschaffen und darüber, ob er gewillt ist, nicht nur das Risiko, sondern auch die Verantwortung für einen neuen Krieg zu übernehmen.

Auch der nächste Krieg wird wieder von Soldaten geführt werden. Ohne den Menschen geht es nun einmal nicht. Der vollautomatisierte Schalthebelkrieg ist ebenso eine Utopie wie der ewige UN-Friede. Das weiß man jetzt auch in den USA. "The push-button war is not waiting around the next street-corner!" — „Der Schalthebelkrieg lauert nicht hinter der nächsten Straßenecke!" meinte der nordamerikanische Militärschriftsteller Hanson W. Baldwin vor dem koreanischen Abenteuer, das den Weltfriedenstraum endgültig zerstörte. Die langwierigen wie verlustreichen Kampfhandlungen haben ihm recht gegeben.

Solange die Kriege von Menschen geführt werden, verbleibt uns noch eine Hoffnung. Erst der vollautomatisierte Schalthebelkrieg würde den Willen der Menschen endgültig ausschalten, und erst damit würde der Krieg den Charakter einer totalen Katastrophe annehmen. Erst die vom Menschen unabhängige Technik würde die fürchterliche, durch einen Schalthebel zu bedienende Waffe in der Hand eines modernen Diktators sein. Solange der Wille des Einzelmenschen jedoch von Bedeutung und Einfluß auf die gigantische Maschinerie unserer modernen Zivilisation ist, verfügen wir über genügend Sicherheitsventile. Der einzelne Mensch und vor allem der Soldat muß sich dieser Tatsache recht bewußt werden, um zu erkennen, daß sein und unser aller Schicksal noch immer in unserer Hand liegt.

Doch der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Er weiß nicht mehr um die Macht des eigenen Willens, weil der Wille in ihm und seinen Vätern systematisch eingeschläfert, wenn nicht gar gebrochen ist.

Der moderne Mensch lebt heute auch bei uns im Westen in der Allmacht des Staates. Er hat auf seinen eigenen Willen und damit auf seine Persönlichkeit weitgehend verzichtet und sie dem Staate

übertragen. Der Staat ist dadurch jedoch nicht zu einer organischen Person mit lebendigem Willen und Gewissen geworden, sondern mehr denn je zu einer unpersönlichen Organisation mit vorwiegend technischen Funktionen. Der Staat ist nicht mehr — wie einst ein großer König — der Diener seines Volkes, sondern das Volk gerät immer mehr in den Dienst und damit in die Abhängigkeit des Staates. In diesem Staate ist auch der Soldat nicht viel mehr als ein technischer Funktionär. Das ist, ganz allgemein und ohne besondere Vorurteile betrachtet, die Lage nicht nur des Soldaten, sondern auch aller übrigen Menschen. Dabei ist der Unterschied zwischen dem westlichen Manager und dem östlichen Apparatschiki nur ein gradueller. Hier wie dort ist es die wichtigste Aufgabe, ja eine staatsbürgerliche Pflicht geworden, daß der Mensch sein Staatswesen in guter Funktion hält. Er ist, um einen anschaulichen Begriff aus der Fliegersprache zu gebrauchen, eine Art Schmiermaxe geworden, der sich darauf zu beschränken hat, seine Maschine in gutem Schuß zu halten. Das Steuer übernehmen dann andere.

Auch dieses System rationeller Arbeitsteilung ist eine Errungenschaft des technischen Fortschritts. Je „zivilisierter" und „fortschrittlicher" ein Land, um so geringer ist die tatsächliche Freiheit seiner Menschen. Was nützt es uns schon, daß wir die ganze organische und anorganische Welt erforschen und erobern, um sie doch noch nicht zu beherrschen, und obendrein Gefahr laufen, als hörige Sklaven unserer eigenen Schöpfung den letzten Rest unserer Freiheit zu verlieren.

Daß diese Gefahr tatsächlich besteht und uns alle bedroht, wird niemand leugnen, der sich trotz aller massensuggestiven Zweckparolen ein eigenes Urteil bewahrt hat. Aber auch die selbständig denkenden Menschen sind oft voller Verzweiflung, weil sie sich hoffnungs- und rettungslos der „allgemeinen Entwicklung" ausgeliefert fühlen und keinen Ausweg aus der Krise sehen. Daher ist, nicht zuletzt durch die noch vor aller Augen stehenden Verheerungen der modernen Technik im totalen Krieg, der Traum vom ewigen Fortschritt für viele Menschen bereits ein böser Alptraum geworden. Wir, die wir die ganze „Geschichte" mindestens einmal am eigenen Leibe erfahren haben, können uns in diesem

Falle auf unsere geschichtlichen Erfahrungen verlassen. Die Geschichte der letzten hundert Jahre mit ihren Krisen und Kriegen ist im wesentlichen die Geschichte des naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts und der auf ihm basierenden großen Sozialutopien gewesen. Es begann mit der Dampfmaschine und endet mit der Raumrakete und dem Atomkraftwerk in der Westentasche.

Das Rad der Geschichte lief durch Steigerung der Antriebskräfte mit immer schnelleren Umdrehungen, alles zermalmend, was sich ihm in den Weg stellte. Der Mensch, einst das Maß aller Dinge, wurde zum leicht auswechselbaren Rädchen im großen Getriebe der modernen Zivilisation. Die Maschine wurde zum Maß des Menschen, die ihn und seinen Lebenslauf immer mehr zu mechanisieren versuchte, was ihr bei der großen Masse der Menschen auch gelang. Das konnte nur solange gut gehen, wie es noch Menschen gab, die diese immer gigantischer, schneller und komplizierter werdende Maschinerie geistig beherrschten und ihren Lauf bestimmten. Der Staatsbürger „Schmiermaxe“ kann das nicht mehr, und der „Mann am Steuer“ bildet es sich meist nur ein — und will zugleich anderen glaubhaft machen —, die Maschine zu beherrschen. Auch die „Nummer eins“ ist ein Opfer dieses teuflischen Systems geworden. Er hat zwar die Riesentastatur bunter Druckknöpfe vor sich und ausschließlich zu seiner Verfügung. Wenn es aber darauf ankommt, dann greift auch er in der Wahl seiner Mittel zu leicht daneben. Und darin besteht für uns die eigentliche Gefahr.

Die Maschine bedarf des geistigen Herrn mehr als des Maschinenknechts, weil sie vom Geiste erfunden ist, wie dies Manfred Schröter überzeugend dargelegt hat. Die Maschine wird erst zum Verderben gebärenden Ungeist, wenn der Mensch sich so weit vergißt, daß er sich von ihr knechten läßt.

So war Moltke, um ein Beispiel aus der neueren Kriegsgeschichte zu nennen, der große Eisenbahnstratege, weil er dieses moderne Transportmittel im Rahmen seiner Strategie des „Getrenntmarschierens, um vereint zu schlagen“, als wahrer Meister beherrschte. Die Eisenbahn war ihm nur ein Mittel, um den Krieg schnell und siegreich zu beenden. Wir haben im letzten Kriege keinen Luftstrategen vom Format eines Moltke gehabt.

Wenn wir Soldaten zur Verteidigung unserer Völker aufgerufen werden und uns eine Wiederaufrüstung befohlen wird, dann müssen wir vor allem dafür sorgen, daß uns die Freiheit unseres Handelns bleibt. Diesmal kommt es nicht darauf an, daß wir aufrüsten, sondern wie wir uns für den entscheidenden Kampf rüsten.

Wir müssen mit Entschiedenheit allen Anwälten eines unüberlegten Präventivkrieges wie allen Befürwortern einer hemmungslosen Wiederaufrüstung entgegentreten und sie eindringlich vor der Wiederholung unseres russischen Abenteuers warnen. Wir haben es längst gewußt, daß das sowjetische System der erklärte Todfeind aller freiheitsliebenden Völker und Menschen auf dieser Erde ist. In meinen Kriegserinnerungen habe ich auf die verborgenen Gefahren und Schwächen einer beständig auf vollen Touren laufenden totalen Kriegsmaschinerie hingewiesen. Damit habe ich gleichzeitig die häufig als Stärke verkannte Schwäche des Gegners unterstrichen. Was für das totalitäre System Hitlers zutraf, gilt für das Sowjetsystem erst recht. Dieses stellt die unerreichte Perfektion eines mechanisierten Staatsapparates dar, aus dem der Mensch als denkendes, mitfühlendes und selbständig handelndes Wesen weitgehend ausgeschaltet worden ist.

Jeder, der nun den wahnwitzigen Versuch unternimmt, dieses System mit denselben Mitteln und Methoden zu schlagen, kämpft in Wirklichkeit nicht für die Freiheit und gegen den Bolschewismus, sondern wird, wenn es ihm überhaupt gelingt, das Sowjetsystem nur durch sein noch besser wirkendes System der organisierten Unfreiheit ersetzen.

Noch ist diese alle Menschen und Völker umfassende Auseinandersetzung nicht entschieden, in welcher die beiden Weltkriege, der kalte Krieg und die Wiederaufrüstung nur als Phasen ein und desselben Titanenkampfes um die Freiheit des Menschen gegen die totalitäre Allmacht zu betrachten sind. Es erscheint mehr als fraglich, ob sie durch einen dritten Weltkrieg zu lösen ist. Wir stehen heute — wie es der britische Innenminister Leopold St. Amery im Jahre 1942 auf einer Tagung der Oxford Union sagte: „... gegen eine Weltrevolution, die sich durch besondere Unruhezentren mit

eigenartiger explosiver Kraft ihren Weg bahnt und nationale Bestrebungen bestärkt, jedoch in sich selbst ein die ganze Welt umfassendes Phänomen darstellt.“ Was hätten wir mit einem neuen Kriege gewonnen, wenn durch ihn diese Weltrevolution nur beschleunigt, aber nicht überwunden wird?

Diese fundamentalen Fragen muß sich auch der Soldat stellen, weil sie letzthin von ihm mit Waffengewalt entschieden werden. Es ist das Wesen jeder großen geschichtlichen Krise, daß in ihr die alten ungelösten Fragen der Menschheit zu klärender Reife drängen, um oft mit elementarer Gewalt aufeinanderzuprallen. In der Krise wird ein Kampf in der Brust des einzelnen Menschen und ein Kampf aller gegen alle auf Leben und Tod geführt.

Noch ist der letzte Würfel nicht gefallen. Noch ist die Aufrüstung Europas, besonders des wehr- und waffenlosen Niemandslandes in seiner Mitte nicht durchgeführt, sondern erst zur Diskussion gestellt. Bevor wir unsere Zukunft und die unserer Kinder mit einer neuen schweren Hypothek belasten, sollten wir uns die Fehler der Vergangenheit, deren Summierung diese Krise verursacht hat, genau anschauen, um sie künftig zu vermeiden.

Der Marsch ins Nichts

Seit mehr als einem Jahrhundert befinden sich die Völker, wie Blinde von Blinden geführt, auf dem großen Marsch ins Nichts. Es ist dabei belanglos, ob sie gestern noch zu den Klängen der Marseillaise oder des Badenweiler Marsches, ob sie morgen zum Yankee-Doodle oder zur Internationale, unter dem Sternenbanner oder unter der Roten Fahne des Aufstandes marschieren. Das Massengrab ist ihnen sicher, wenn sie auf diesem Irrwege verharren!

Die Menschen fragen sich verzweifelt in einer Marschpause, wenn die dröhnende Musik verstummt: Wie konnte uns das nur geschehen? Wie können wir uns in Zukunft davor bewahren? Wie können wir uns retten? Doch niemand will ihnen eine klare Antwort erteilen, einen gangbaren Ausweg weisen, der ihnen neue Hoffnung auf eine bessere Zukunft verspricht.

Die einen reden und schreiben vom Untergang des Abendlandes und von der Krise der Zivilisation, und die anderen versuchen beides zugleich mit dem Aufstand der Massen und der Revolution des Nihilismus zu erklären.

Das ist alles sehr geistreich und lesenswert, weil es wenigstens zum Teil der Wahrheit entspricht. Aber auch die Wahrheit ist relativ geworden.

Die Massen sind zwar aufgestanden; vergeblich haben sie versucht, ihr Joch abzuschütteln, sich selber zu befreien, und sind doch bei jedem Versuch unfreier geworden. Sie haben sich eingebildet, in Revolutionen und Kriegen Taten der Freiheit vollbracht zu haben. In Wirklichkeit haben sie den Lauf der Dinge nicht zu ändern vermocht, sondern ihn nur beschleunigt, bis sie seine Zwangsläufigkeit anerkannten und sich in ihr Schicksal ergaben. Immer seltener ertönen nun die verzweifelten Stimmen, und immer

weniger Menschen wagen überhaupt noch zu fragen: „Wo ist die Wahrheit?“ und „Wo ist das Licht?“

Wenn wir sie in der mit schweren Gewitterwolken verhangenen Zukunft nicht gewahren können, dann müssen wir uns wohl oder übel an den Ausgangspunkt dieses verhängnisvollen Irrweges zurückbegeben.

Die gegenwärtige Krise ist die Folge einer Entwicklung, die in der Alten Welt mit der Französischen Revolution und in der Neuen Welt mit der Unabhängigkeitserklärung der Neuenglandstaaten begann. Es ist sicherlich kein Zufall, daß diese beiden großen kopernikanischen Wenden unserer neueren Geschichte zeitlich fast zusammenfielen und daß die von ihnen ausgehende, diesseits wie jenseits des Atlantischen Ozeans getrennt laufende Entwicklung auffallend gleichartige, innerlich nahe verwandte Formen angenommen hat. Beide waren jahrzehntelang auf britischem Inselboden geistig vorbereitet worden.

England, nicht Frankreich, war das Mutterland der Aufklärung, wie es ein Menschenalter später das Geburtsland des modernen Industrialismus und aus dessen negativer Kritik schließlich die Wiege des Marxismus werden sollte. Kein Geringerer als Karl Marx hat erklärt, daß „der Materialismus der eingeborene Sohn Großbritanniens“ ist. Auch seine geistigen Ahnen hießen wie die Vorläufer der nordamerikanischen und französischen Revolution: Bacon, Hobbes, Locke und Hume.

Nietzsche hatte das ebenfalls erkannt, als er von der „englischen Krankheit“ des modernen Geistes sprach, und die jüngste Entwicklung hat seine düsteren Prognosen bestätigt.

Die gegenwärtige Krise ist vor allem eine Krise des angelsächsischen Geistes, dessen vorherrschende Degenerationserscheinungen, der Spätkapitalismus und der Kommunismus, nun miteinander im selbstmörderischen Todeskampf liegen. In diesem Sinne hat tatsächlich die Stunde der Angelsachsen geschlagen!

Bevor wir jedoch allzu eilfertig Partei ergreifen, sollten wir uns etwas mehr mit den Prinzipien dieses Geistes vertraut machen, um zu entscheiden, ob sich dafür das Kämpfen und Sterben noch lohnt. Die in der nordamerikanischen Bill of Rights wie in dem französi-

schen Katalog der Menschenrechte proklamierten Freiheiten und Rechte des Individuums sollten den einzelnen aus der unerträglich gewordenen Abhängigkeit des absoluten Staates befreien. Es sind Rechte und Freiheiten des einzelnen dem Staat gegenüber, die unter der einprägsamen Devise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ Weltgeschichte gemacht haben.

Schon in dieser Devise war der Keim jener Geistesverwirrung verborgen, der das vom Staate befreite Individuum befallen sollte. In ihr verbirgt sich die ganze Tragik der späteren Entwicklung. Die Freiheit des Einzelmenschen kann sich nicht in der brüderlichen Gleichheit aller Menschen behaupten, so schön das auch klingen mag. Jedem Menschen haftet nun einmal von Geburt seine Besonderheit an, die seine Persönlichkeit ausmacht, und die er vor der oft allzu gemeinen Allgemeinheit wahren muß.

Während die in England von dem germanischen Freiheitsbegriffe der Mannheiligkeit abgeleiteten Menschenrechte sich in Amerika, dank der unbeschränkten Freizügigkeit eines nahezu menschenleeren Raums und seiner unbegrenzten Möglichkeiten noch sehr lange bewahren konnten, erlitten sie in der Enge des europäischen Kontinents bereits in der Französischen Revolution starke und fortan entscheidende Wandlungen. So ging die der gleichen Wurzel entstammende Entwicklung zunächst auseinander.

Den historisch in England gewachsenen Liberalismus, den sich Nordamerika lange erhalten konnte, hat die Französische Revolution zwar übernommen, jedoch sofort gallisiert; den Franzosen kam es weniger auf die Freiheit als vielmehr auf die G l e i c h h e i t vor dem Gesetz an.

Der Staat lag dem Franzosen so sehr im Blute, daß er ihn nach dem Sturz des absoluten Königtums sofort in einer neuen wirksameren Form errichtete. Dieser moderne französische Nationalstaat, in den sich das kaum „befreite“ Individuum aus Furcht vor der drohenden Anarchie flüchtete und in dem es seine biedermännische „Sicherheit“ wiederfand, sollte nicht nur in Europa Schule machen.

Wir erleben in Frankreich das ergreifende Schauspiel, wie eine ursprünglich für alle Menschen gedachte Idee den besonderen

Lebensverhältnissen und nationalen Charakterzügen einer bestimmten Menschengruppe angepaßt wird und wie diese spezifisch nationale Modifikation der Idee wieder Allgemeingültigkeit erstrebt und sich von neuem an alle Menschen wendet.

Das ist nicht nur dem Liberalismus in Frankreich so ergangen. Wir werden die gleiche Wandlung bei dem ursprünglich ebenfalls die internationale Allgemeingültigkeit erstrebenden Sozialismus beobachten.

Es soll nicht über den französischen Liberalismus oder über das französische Volk der Stab gebrochen werden, obwohl wir zunächst bei ihm und seiner Revolution noch etwas verweilen müssen. Sie löste die Entwicklung aus, an deren Ende wir heute stehen und die wir heute als Irrweg erkennen, ohne uns allerdings der Irrtümer recht bewußt zu sein.

Dieses weltrevolutionäre Phänomen des modernen Geistes ist weder das alleinige Produkt noch das ausschließliche Monopol eines einzigen Volkes. Es gleicht eher den großen epidemischen Krankheiten, die plötzlich und oft aus unerklärlichen Gründen ein Volk befallen, wieder verlöschen, um an einem anderen Ende der Welt mit erneuter Gewalt auszubrechen.

Frankreich wurde von dem aus England stammenden Geist befallen, weil es für ihn reif geworden war. England, das ein Jahrhundert vorher seine eigene proletarische Revolution erlebt und überwunden hatte, blieb den chaotischen Folgen dieser Geistesverwirrung gegenüber immun, und in der Weite des amerikanischen Raumes bestand eine akute Ansteckungsgefahr zunächst nicht, weil jeder Fall für sich behandelt werden konnte.

In Frankreich, dem damals volkreichsten Lande Europas, waren die Folgen verheerend. Dort wird uns der gesamte Krankheitsfall mit allen Auswüchsen par excellence demonstriert. Wir hätten sehr viel aus diesem Schulbeispiel lernen können, wenn wir es nur erkannt hätten.

Da sich die europäischen Völker gegen die 1789 in Frankreich zur Staatsreligion erhobenen „vernünftigen“ Ideen wehrten, folgte der Krieg der Revolution auf dem Fuße. Das werden wir auch bei allen pseudo-revolutionären Erscheinungen beobachten. Krieg und

Revolution fordern sich wechselseitig heraus, sobald die von der Gleichheit aller Menschen überzeugten Revolutionäre aus ihrer Überzeugung die Allgemeingültigkeit ihrer Ideen ableiten.

Jede Menschheitsideologie ist weltrevolutionär und dazu bestimmt, sich mit der Menschheit auch die Welt zu erobern. Jede Idee drängt auf Erfüllung. Die Väter der Revolution Frankreichs sahen ihre Ideen keineswegs mit der Eroberung Frankreichs und dem Sturze des Königtums erfüllt. Sie mußten nach Erringung der Freiheit auch die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen und Völker verwirklichen. Das war ohne Kampf und Krieg nicht zu erreichen.

Die Koalitionskriege waren daher nicht die Reaktion der europäischen Monarchen und deren Rache für den Tod ihres königlichen Vetters, sondern die zwangsläufige und logische Folge der über die Grenzen Frankreichs mit Feuer und Schwert drängenden Revolution. Eine neue Zeit war angebrochen und verschaffte ihren neuen Ideen mit neuen Mitteln Gehör.

Das neue Mittel im Kampfe gegen die stehenden Berufsheere der europäischen Staaten war die Levée en masse: Die im August 1773 vom französischen Nationalkonvent verfügte Massenaushebung aller Wehrfähigen vom 18. bis 25. Lebensjahr. Ihr Erfinder hieß Carnot. Er verstand es, in kürzester Zeit ein Volksheer von 390 000 Mann und später von 600 000 Mann auf die Beine zu bringen und damit den Farben der Revolution zum Siege zu helfen.

Die neue aufgelockerte Taktik dieser anfänglich schlecht ausgerüsteten und wenig disziplinierten Revolutionsheere war nicht das Geheimnis ihrer Siege, sondern ihre erdrückende Masse wie der nationale Fanatismus, mit dem sie jeden Widerstand brachen. Die Geburtsstunde des modernen Militarismus wie des neuzeitlichen Staatennationalismus hatte zugleich geschlagen.

Aber auch der klassenkämpferische Sozialismus schlummerte in der Zwillingswiege derer, die nun mit dem Feldgeschrei: „Krieg den Palästen und Friede den Hütten!“ Europa der Revolution erobern. Erst heutige Geschichtsprofessoren haben es fertiggebracht, uns einen Unterschied zwischen diesen ihrem Wesen und Geiste nach von Anbeginn gleichartigen „Ismen“ weiszumachen und sie

in einen künstlichen Gegensatz zueinanderzubringen. Wenn das Wesen dieser Epoche aus dem Gegensatz zwischen Nationalismus und Sozialismus gedeutet wird, so dürfte ein derartiger Gegensatz weder zu ihrem Beginn noch an ihrem Ende wirklich, sondern nur scheinbar bestanden haben.

Um diese scheinbaren Gegensätze und um den endlichen Sieg des in dem einen oder anderen „Ismus" vorherrschenden Prinzips wurden blutige Revolutionen und noch blutigere Kriege ausgefochten, in denen Millionen von Menschen ums Leben kamen, mächtige Weltreiche vernichtet und blühende Länder verwüstet wurden. Aber das ändert nichts daran, daß es nur Scheinrevolutionen waren, die unsere Entwicklung nicht wesentlich bestimmen, sondern nur beschleunigen konnten.

Darin enthüllt sich die ganze Tragik unserer modernen Weltgeschichte, die mit der Französischen Revolution begann. Seitdem werden wir die bösen Geister nicht mehr los, weil wir sie nicht mehr beherrschen, sondern von ihnen mit der Willkür unpersönlicher Wesen beherrscht werden.

Mit dem gleichen Federstrich, mit dem die Männer des französischen Nationalkonvents die Levée en masse verfügten, um sich und ihre Revolution zu retten, durchstrichen sie die kurz zuvor von der Revolution feierlich verbrieften Menschenrechte. Über Nacht wurde aus dem befreiten Individuum ein Massenpartikel, ein Atom in der bewaffneten Massenerhebung, das fortan weniger Rechte, dafür um so drückendere Lasten und Pflichten dem Staate gegenüber hatte.

Aus dem innerlich „befriedeten" Rechtsstaat war der kriegerische nationale Machtstaat geworden. Das war das eigentliche, auf alle modernen Staatswesen fortwirkende Ergebnis der Französischen Revolution.

Die unmittelbaren und unvermeidlichen Folgen für Frankreich sind bekannt: Die Anarchie wurde schließlich durch einen militärischen Usurpator, Napoleon Bonaparte, überwunden. Die Revolution der Republikaner mündete in den Cäsarismus des Empire. Die Diktatur des Soldatenkaisers war jedoch nicht die Überwindung der Revolution, sondern ihre logische Fortsetzung.

Der Cäsarismus ist die natürliche Folgeerscheinung anarchistischer Massen. Er wird durch sie geradezu herbeigerufen und wächst auf ihren Schultern. Jedem Zero folgt ein Nero!

Den napoleonischen Massenheeren folgten die meisten zivilisierten Staaten Europas mit der gesetzlichen Erklärung der Allgemeinen Wehrpflicht. Sie konnten zwar mit Hilfe der nun entstehenden Volksheere der napoleonischen Gefahr gerade noch Herr werden, doch ihren Geist — den Geist der Revolution — wurden sie nicht mehr los.

Darüber schrieb Oswald Spengler die denkwürdigen Sätze:

„Diese Heere, in denen es keinen Unterschied von hoch und niedrig, arm und reich gab, sollten ein Abbild der künftigen Nation sein, in welcher alle Unterschiede des Ranges, Besitzes und der Begabung irgendwie aufgehoben waren. Das war der stille Gedanke vieler Freiwilliger von 1813, aber ebenso des literarischen jungen Deutschlands (Heine, Herwegh, Freiligrath) und vieler Männer der Paulskirche (wie Uhland). Das Prinzip der organischen Gleichheit war ihnen das Entscheidende. Die Leute vom Schlage der Jahn und Arndt ahnten nicht, daß es die Gleichheit war, die zum ersten Male bei den Septembermorden von 1792 den Ruf „Vive la nation!" ertönen ließ.

Napoleons Lehren der Massenstrategie beeinflußten das militärische Denken und Planen des europäischen Militärs bis zum ersten Weltkriege. Es machte sich oft die persönliche Einstellung seines großen Lehrers den Völkern gegenüber zu eigen. Es war der große Korse, der in einem freimütigen Bekenntnis dem Grafen Roederer erklärte: „Frankreich ist meine Maitresse. Wenn ich 500 000 Menschen brauche, so gibt sie sie mir."

Für den Militarismus waren die Völker nur noch Maitressen und die Befriedigung seiner Ambitionen fand ihre gesetzliche Begründung gerade in dieser Allgemeinen Wehrpflicht, die als ein besonderes Merkmal, ja als ein souveränes Vorrecht jedes Kulturstaates betrachtet und angepriesen wird. Es sei nur am Rande vermerkt, daß im Gegensatz zu dieser kontinentaleuropäischen Auffassung die Abneigung der angelsächsischen Staatsbürger gegen die Allge-

meine Wehrpflicht so stark ist, daß sie dort als ständige Institution bisher nicht aufrechterhalten wurde.

Die Französische Revolution und der uniforme Massenbedarf der Volksheere hatten noch eine andere fatale Auswirkung, der sich auch England nicht erwehren konnte, so sehr es selber die Revolution und Napoleon bekämpfte.

Wenn die Briten von ihrer Industrial Revolution sprechen, der sie den weiten Spielraum von 1750 bis 1870 einräumen, dann tun sie das mit einem Nationalstolz, den sie an anderen Völkern nicht sehr schätzen. Tatsächlich ist in dieser Zeit die Welt durch die von England ausgehende Industrialisierung nicht nur zivilisierter, sondern auch britischer geworden. Ob es alleiniges Verdienst der Briten war, mag dahingestellt sein.

Die Briten, die vor der Revolution von der Einfuhr gewerblicher Erzeugnisse des Kontinents abhängig waren, sahen sich infolge der europäischen Wirren und der von Napoleon verhängten Kontinentalsperre von diesen Zufuhren abgeschnitten. In ihrer Not wurden sie erfinderisch. Während auf dem Kontinent die soziale Ordnung der Stände und Zünfte zerstört und blühende Gewerbe vernichtet wurden, schossen auf der britischen Heimatinsel Gewerbe und Industrien aller Art wie die Pilze aus dem Boden. England ging nach dem Siege über Napoleon als doppelter Kriegsgewinner aus dem Rennen um die Weltherrschaft hervor. Es lag mit einem derartigen Vorsprung an der Spitze, daß es sich anheischig machen konnte, die weiteren Spielregeln zu bestimmen.

Das britische Jahrhundert war angebrochen: Das Jahrhundert des Freihandels, des technischen und zivilisatorischen Fortschritts.

Die Welt wurde nun mit einem dichten Netz von Eisenbahnen und Schiffahrtslinien überzogen, und an ihren strategischen Knotenpunkten kontrollierten britische Stützpunkte den Welthandel und Weltverkehr. Großbritannien wachte mit Argusaugen darüber, daß sein System der „Freiheit" auch so arbeitete, wie es im Plan seiner Konstrukteure vorgesehen war.

Während auf dem Kontinent allgemein der Geist vor den rauhen Tatsachen des aufdämmernden Maschinenzeitalters in die blaugeblüm-

ten Gefilde der Romantik entfloh und die Machthaber sich zu einer wirklichkeitsfremden Heiligen Allianz zusammenschlossen, appellierte der Brite John Stuart Mill an den „gesunden Menschenverstand", der in der Freiheit nur ein Nützlichkeitsprinzip erkannte. So stürzte er im Verein mit seinen Gesinnungsfreunden Comte und Feuerbach endgültig in den Abgrund des Nichts.

Was die Guillotinen der Französischen Revolution, die Soldatenstiefel napoleonischer Garden und die Gewalt der neuen Maschinen nicht vermochten, das gelang einer Minderheit sogenannter Philosophen, die gerade auch ungerade sein ließen und damit gut gleich böse setzten, indem sie alle bis dahin gültigen Prinzipien auf den Kopf stellten und selbst Gott entthronten, weil sie nichts mehr von ihm wissen wollten. Gott paßte offenbar nicht mehr in diese moderne Welt der Zweckmäßigkeit und Interessen.

„Von nun ab verzichtet der menschliche Geist auf die absoluten Forschungen, die nur seiner Kindheit zukamen und beschränkt seine Bemühungen auf das von da ab sich rapid entwickelnde Gebiet der wirklichen Beobachtungen, der einzig möglichen Grundlage der wirklich zugänglichen, unseren tatsächlichen Bedürfnissen klug angepaßten Erkenntnisse." In diesem einzigen Satz Comtes offenbart sich der neue Geist und die ganze Tragik des weißen Mannes, der sich anschickt, auf der steilen Bahn des naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts den Himmel zu erstürmen, ohne über sich eine schützende Hand und in sich die mahnende Stimme des Gewissens zu verspüren.

Von nun ab können wir beobachten, daß sich der Mensch nicht mehr an die Autoritäten und die von ihnen gesetzten Prinzipien hält, da die oberste Autorität ja entthront ist. Die Masse des Proletariats fordert immer lauter und zwingender ihre Rechte. Wer besitzt denn überhaupt die Autorität, ihr diese Rechte zu verweigern? Niemand wagt das ernstlich, sondern jeder bemüht sich krampfhaft, die „tatsächlichen" Bedürfnisse aller zu befriedigen. Der Aufstand der Massen ist nicht nur legalisiert, sondern auch philosophisch begründet.

Die neue Philosophie, für die der Zweck allein die Mittel heiligt, und die zum geistigen Fundament aller modernen Massenideologien

wird, hat dem Menschen mit der Seele auch jeden inneren Maßstab genommen. Durch sie ist der naturwissenschaftliche Fortschritt ein menschlicher Rückschritt geworden.

Der Mensch, der Gott und die von ihm gesetzte Ordnung negiert, konnte nicht das Maß aller Dinge bleiben, sondern wurde zwangsläufig von ihnen überwältigt. Er lebt von nun an friedlos in der Welt seiner toten Dinge. Er hat zu nichts mehr Zeit, am allerwenigsten zum Denken.

Es ist die geheime Rache dieses „Fortschritts“, daß er den Menschen nicht mehr zur Ruhe und Selbstbesinnung kommen läßt. Seine rechte Hand weiß nicht mehr, was seine linke tut, weshalb der Mensch keinen Ausweg mehr aus diesem Veitstanz des XX. Jahrhunderts zu finden vermag und der politischen Schizophrenie anheimfällt.

Mit der Tyrannei der Dinge beginnt zugleich die Tyrannei der Organisationen, die sich der Mensch zwecks besserer Beherrschung der Dinge — und anderer Menschen — geschaffen hat.

Tatsächlich erlangten die bisher amorphen Menschenmassen mittels ihrer organisierten Zusammenballung kollektive Gewalt, die nun wie eine gigantische Lawine ins Rollen kam. Dies trifft auf die vom Nationalismus und Sozialismus, aber auch auf die vom Militarismus mobilisierten Massen zu. Der Spätkapitalismus im Sinne Werner Sombarts wird zum „militanten“ Kapitalismus und gehorcht nicht mehr den alten Spielregeln des laissez faire.

„Jede Macht strebt danach, ihr Prinzip auszubilden. Es liegt nicht in ihrer Natur, sich selbst zu beschränken. Die Grenzen müssen ihr gesetzt werden.“ So belehrte uns vergeblich Leopold von Ranke.

Allen diesen anonymen Mächten, die sich uns in den einzelnen „Ismen“ in der verschiedenen Gestalt offenbaren, und die bald unter dieser, bald unter jener Flagge segeln, ist ein Ziel gemeinsam:

Die totale Weltherrschaft über alle Menschen und Dinge.

Nationalismus und Sozialismus, die sich jahrzehntelang wie These und Antithese bis aufs Blut befehdeten, fanden im Bolschewismus ihre

Synthese, gegen die Hitlers Versuch wie ein halbfertiges Machwerk erscheinen muß.

Der Bolschewismus steht am Ende dieser hier nur grob skizzierten Entwicklung.

Alles, was Nationalisten, Sozialisten, Kapitalisten und in ihrem Solde die Militaristen unter dem Motto eines „Kreuzzuges gegen den Bolschewismus" planen und unternehmen, hat diesem bisher wenig Abbruch getan. Eher wurde dadurch die Spekulation des Kremls auf den „quasi naturgesetzlichen Sieg seiner Weltrevolution" gefördert. Die Sowjets brauchen nur zu warten, ohne ihre eigene Haut zu riskieren.

Und Stalin konnte warten. Er hat das bewiesen. Auch seine Nachfolger werden sich nicht ohne lebenswichtigen Grund zu einer „Polizeiaktion" oder zu einem Präventivkrieg hinreißen lassen. Denn sie wissen sich am Ende dieser Epoche. Molotow hat es gelassen ausgesprochen:

„Alle Wege führen heute nach Moskau!"

Alle Wege, auf denen die Massen für und wider den Bolschewismus in Marsch gesetzt werden, enden schließlich in der Weltrevolution des Proletariats. Sie ist die Erfüllung der revolutionären und vielversprechenden Parolen von 1789. In sie münden alle großen Gedanken und Ströme dieser Zeit, und um sie wurden alle Kriege geführt. So behauptet es wenigstens Lenin, dem der Krieg und die „Autodestruktion der kapitalistischen Imperien" nur als Mittel der Weltrevolution erschienen.

Jedem Kenner der geistigen Quellen und Grundlagen des Bolschewismus muß die heutige „Gefahr aus dem Osten" als die gemeingefährlichste „Westliche Geisteskrankheit" erscheinen, der Rußland vor 35 Jahren als erstes und reifstes Opfer anheimfiel, uns allen ein schreckliches Beispiel gebend.

Wie wenig wir gegen die meist äußerlich betrachtete und daher verkannte „bolschewistische" Gefahr gefeit waren, hat der große Werner Oswald Spengler frühzeitig gesehen:

„Der Haß der Nazis gegen die Bolschewisten ist deshalb so groß, weil die Nationalsozialisten ihrer Herkunft, Tendenz, Methode und

Veranlagung nach ihnen zu ähnlich sind, um nicht die Konkurrenz zu fürchten. Es ist peinlich, bei jedem Schritt zu wissen, daß er in Moskau fünfzehn Jahre vorher schon getan wurde.“

Wieviel peinlicher ist es heute, beobachten zu müssen, wie das Beispiel von Hitlers Kampf gegen den Weltbolschewismus im Westen offenbar Schule macht. Für Europa ist nicht nur lebenswichtig, wie und wohin die Sowjets marschieren, sondern mindestens ebenso, welche Marschrichtung die Nordamerikaner in ihrem ideologischen Kreuzzug einschlagen.

Der verlorene Friede

Der nordamerikanische Staatsmann George Kennan hat behauptet, daß die drei großen Kriege, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrer bisherigen Geschichte geführt haben: der Sezessionskrieg und die beiden Weltkriege, ausgesprochene „ideologische Kreuzzüge“ gewesen seien. Dies trifft dann wohl auch auf die beiden amerikanisch inspirierten „Friedenschlüsse“ zu: den Versailler Vertrag (1919) und das Potsdamer Abkommen (1945). Zweimal wurde unter dem dominierenden Einfluß nordamerikanischer Politiker versucht, bei Außerachtlassung aller historischen Erfahrungen und realpolitischen Notwendigkeiten, den „ewigen Frieden“ zu stiften.

Dabei ist die Idee vom ewigen Frieden keineswegs erst in Amerika erfunden worden. Sie ist so alt wie die Menschheit selber, denn solange es Menschen auf dieser Erde gibt, sehnen sie sich nach dem ewigen Frieden im tausendjährigen Reich des goldenen Zeitalters, das allen Menschen das vollkommene Glück und das Paradies auf Erden verspricht.

Bemerkenswert ist, daß diese messianischen Verheißungen sich meist in den Abendstunden eines Zeitalters einzustellen pflegen, wenn die Menschheit meint, ihr Tagewerk vollbracht zu haben, und der Ruhe bedürftig ist. Es sind die Zeiten, in denen die physischen und geistigen Kräfte der Menschen, ja ganzer Völker, zu erschlaffen beginnen. Dann verbleibt ihnen nur noch die Hoffnung auf einen gesicherten und beschaulichen Lebensabend, an dem sie möglichst ungestört die Ernte der ganzen Zeit zu verzehren wünschen.

Kein Mensch und kein Volk jedoch, das auf dieser Erde noch etwas zu erschaffen hat, wird auf den absurden Gedanken kommen, daß der Sinn seines irdischen Daseins der ewige Friede sein kann. Das Leben ist ein fortwährender Kampf, in den der Mensch hineingeboren wurde, um Mitschöpfer an der göttlichen Ordnung zu sein.

Wie hart der Lebenskampf ist, erfährt jeder Einwanderer in der rauhen Wirklichkeit des amerikanischen Alltags. Und trotzdem ist der ewige Friede zur großen Utopie des amerikanischen Kontinents geworden, in dem der Mensch sich, nach der Eroberung des freien Raumes, nach Sicherheit sehnt.

Dabei sind die Amerikaner von Hause aus keine Pazifisten. Ihre eigene Geschichte widerlegt diese so beliebt gewordene Version. Von Pazifisten hätte dieser Erdteil nicht erobert werden können. Doch die Amerikaner sind in einem anderen Sinne kriegerisch, oder besser gesagt, kämpferisch eingestellt als wir im alten Europa. „Rivalry is an American principle!" — „Die Rivalität ist ein amerikanischer Grundsatz!" ist ihr offenes Bekenntnis zum täglichen Lebenskampf. Doch von der himmelstürmenden Kühnheit (skyscaling audacity) der alten Pionier- und Selfmademan-Generation bis zur weichen Sicherheit (soft security) der New Dealer und dem Versorgungskomplex der Veteranenorganisation hat sich ein entscheidender innerer Wandel vollzogen.

Dieser Gesinnungswandel — von der Freiheit der Persönlichkeit bis zur Sicherheit des Kollektivs — hat zwangsläufig äußere Folgen gezeitigt und läßt sich besonders augenfällig an der nordamerikanischen Außenpolitik verfolgen.

Bezeichnenderweise beginnt die Außenpolitik der jungen Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einem typischen Interventionsfall: Am 2. August 1794 präsentiert sich in Paris der jugendliche Gesandte James Monroe nicht etwa der französischen Regierung, sondern der revolutionären Volksvertretung, dem Convent. Die bei diesem in der Diplomatie ungewöhnlichen Ereignis gehaltene Rede des demokratischen Senators aus Virginien, seine unverblümte Begeisterung für die Sache der Revolution und ihrer Ideale würden uns heute ganz vertraut klingen, damals fanden sie weder die Billigung des Präsidenten noch der nordamerikanischen Öffentlichkeit. Monroe wurde abberufen und sein undiplomatisches Verhalten von George Washington heftig gerügt. Es sollte eine geraume Zeit vergehen, bis die Welt wieder von James Monroe hörte.

Noch galt George Washingtons Prinzip, sich aus den „europäischen Wirren" herauszuhalten. Die Amerikaner hatten auf ihrem eigenen

Kontinent andere Probleme zu lösen, als sich an den europäischen Kabinettskriegen zu beteiligen. Washington hoffte, daß „die Vereinigten Staaten von Amerika fähig sein würden, sich aus dem Labyrinth der europäischen Politik und Kriege herauszuhalten". (1788).

Das schloß jedoch nicht aus, daß sie gerade an diesen Kriegen profitierten, denen sie nicht zuletzt ihre Unabhängigkeit verdankten. Deshalb empfahl Thomas Jefferson: „Frieden, Handel und ehrliche Freundschaft mit allen Nationen, dagegen verstrickende Bündnisse mit keiner". Diese Empfehlungen der Founding Fathers wurden zum Grundsatz der nordamerikanischen Politik erhoben, so daß James Monroe in seiner nach ihm benannten Doktrin, siebenundzwanzig Jahre nach seinem Pariser Fiasko, erklären konnte: „Wir haben niemals an Kriegen in Fragen europäischer Mächte, die nur sie angehen, teilgenommen, auch würde eine solche Handlungsweise nicht dem Geiste unserer Politik entsprechen."

Hundertundzwanzig Jahre später beteuerte der alte Cordell Hull am 6. Juli 1940 dieselbe politische Einstellung: „Die Vereinigten Staaten verfolgen eine Politik der Nichtteilnahme und der Nichtverwicklung in rein politische Angelegenheiten Europas." Mit diesem Prinzip hatten die USA spätestens bereits seit dem ersten Weltkriege gebrochen.

Amerika war unter seinem Präsidenten Wilson, einem überzeugten Pazifisten, in den Krieg eingetreten, um endlich ein für allemal in der Alten Welt Ordnung zu schaffen. Für die Amerikaner war der erste Weltkrieg: „The war to end wars." — „Der Krieg um die Kriege zu beenden" —, also der letzte Krieg. Und vielen Europäern erschien Woodrow Wilson wirklich als der Messias aus Amerika. Doch den ewigen Frieden vermochte auch er nicht zu stiften.

Hierüber äußerte sich Staatssekretär Robert Lansing, der außenpolitische Berater des Präsidenten und Vorsitzende der von Wilson gegründeten „Kommission zur Feststellung der Verantwortlichkeit der Kriegsurheber" in Versailles in einer erstaunlichen, den heutigen Leitern der nordamerikanischen Außenpolitik oft mangelnden Selbsteinsicht und Offenheit:

„Sein (des Versailler Vertragswerkes) Inhalt ist enttäuschend, erweckt Bedauern und Niedergeschlagenheit. Der durch den Vertrag geschaffene Völkerbund soll ein Keimen der Kriegssaat, die in so vielen Paragraphen ausgesät ist und unter normalen Bedingungen aufgehen würde, verhindern. Der Bund könnte ebensogut das Wachstum der Pflanzenwelt in einem tropischen Dschungel verhüten. Neue Kriege werden früher oder später entstehen. Es mag Jahre dauern, bis die Unterdrückten, ihrer wirtschaftlichen Quellen Beraubten imstande sind, das Joch abzuschütteln. Aber so gewiß die Nacht auf den Tag folgt, wird die Zeit kommen, da sie den Versuch wagen. Wir haben einen Friedensvertrag, aber er wird keinen Dauerfrieden bringen, weil er auf dem Treibsand des Eigennutzes begründet ist."

Der militärische Berater Wilsons, General H. Bliss, erklärte am 25. März 1919, Monate vor Abschluß des Versailler Diktates: „Ein Friede, der nicht im Namen des Rechts vor der Welt verteidigt werden kann, ruft stets neuen Widerstand gegen sich hervor."

Es war nicht Wilsons Schuld, daß dieser von ihm so heiß ersehnte und ehrlich geplante Friede von Versailles nicht im Namen des Rechts verteidigt werden konnte. Er wurde sein Schicksal. Amerika selber pfiff seinen aus Europa zurückkehrenden Messias in San Franzisko aus. Der nordamerikanische Senat versagte dem Wilsonschen Friedenswerk die Unterschrift und verweigerte auch den Beitritt der Vereinigten Staaten zum Genfer Völkerbund, jenem Lieblingskind des Präsidenten, durch den der ewige Friede gesichert werden sollte.

Amerika zog sich in die Isolation zurück und versuchte vergeblich, durch weltpolitische Abstinenz wie durch Drosseln seiner Einwanderung (1924) sich aus der allgemeinen Entwicklung herauszuhalten. Dafür war jedoch die verkehrs- und finanzwirtschaftliche Verflechtung der Kontinente bereits zu eng. Die Welt war nicht zuletzt infolge des im ersten Weltkriege beschleunigten technischen Fortschritts kleiner geworden. Nicht lange erfreute sich daher Amerika der Sonne der Prosperity. Dann stand es selber mitten in der Krise, die als Weltwirtschaftskrise in die Geschichte eingegangen ist und vielen Amerikanern heute, nach zwanzig Jahren, noch wie ein

drohendes Schreckgespenst vor Augen steht. Es war nicht nur eine Weltwirtschaftskrise, sondern das Ende des ewigen Friedens, den Wilson im Auftrage Amerikas der ganzen Welt bringen wollte. Daß die Amerikaner dies bis zum heutigen Tage nicht begriffen haben, ist ihre und unsere Tragik.

In der Krise läßt sich die Welt nicht befriedigen. Grundsätzliche Gegensätze lassen sich nicht überbrücken und nicht vertagen. Alles drängt auf eine Entscheidung.

Auch Amerika hatte sich zum zweiten Male für den Krieg entschieden, als das Weltsicherheitssystem des Völkerbundes endgültig zusammenbrach. Nach dem Fall Frankreichs (1940) brauchte es daher nicht erst durch Winston Churchills melodischen Baß geweckt zu werden, mit dem der britische Premier den alten Song vom Old Man River anstimmte, um jenseits des Ozeans nicht nur gehört, sondern auch verstanden zu werden. Amerika war schon hellwach!

Der „Kreuzzug für die Demokratie" war bereits drei Jahre vor dem Zusammenbruch Frankreichs durch den Präsidenten F. D. Roosevelt mit dem berühmten Quarantine Speech in Chicago am 5. 10. 1937 begonnen worden. Diese Präsidentenrede ist geradezu ein Musterbeispiel psychologischer Wiederaufrüstung, und es lohnt sich allein deshalb, einige ihrer Leitsätze ins Gedächtnis zurückzurufen.

Sie ist aber auch typisch für die schwankende und unklare Haltung unserer verantwortlichen Politiker, die offenbar nicht mehr recht wissen, was sie eigentlich wollen.

Der gleiche Mann, der kurz zuvor eine soziale Revolution (New Deal) entfesselte und die „ökonomischen Royalisten" (das Privatkapital) erbittert bekämpft hatte, — wie bei allen Pseudorevolutionären dieser Epoche spukten auch in seinem Hirn Begriffe und Vorstellungen, die dem klassischen Vorbild der Französischen Revolution entlehnt waren —, wirft sich nun zum Hüter der alten Ordnung und Wahrer der Zivilisation auf:

„Technisch und moralisch gibt es in der modernen Welt eine Zusammengehörigkeit und gegenseitige Abhängigkeit, die es jedem Volk unmöglich machen, sich völlig von den wirtschaftlichen und politischen Unruhen zu isolieren, die anderswo entstehen. — Die friedliebenden Nationen müssen sich in gemeinsamer Anstrengung

zusammenfinden gegen jene Vertragsbrüche und jene Mißachtung aller menschlichen Instinkte, die heutzutage die internationale Anarchie und Unsicherheit hervorrufen, aus der es wiederum durch einfache Neutralität oder Isolierung kein Entrinnen gibt.

Diejenigen, die ihre Freiheit lieben und das gleiche Recht des Nachbarn auf ein friedliches und freies Leben anerkennen, müssen für den Sieg des Rechts und der Sittlichkeit zusammenwirken, damit dem Frieden, der Gerechtigkeit und dem Vertrauen ihre Herrschaft in der Welt verbleibt."

Das war der völlige Bruch mit der Tradition der nordamerikanischen Nichteinmischung. Zugleich haben diese Sätze aber auch das geistige Konzept der künftigen „Vereinten Nationen" (UN) zum Inhalt, die sich bei genauer Betrachtung als nordamerikanisches Geistesprodukt erweisen.

Noch war es nicht so weit, und Präsident Roosevelt beteuerte in der gleichen Rede: „Amerika haßt den Krieg! Amerika hofft auf Frieden, und deshalb nimmt es aktiv an der Suche nach dem Frieden teil."

Wir wissen heute, daß diese aktive Suche nach dem Frieden zum zweiten Weltkrieg geführt hat, daß sie zwangsläufig zum Kriege führen mußte, weil sie der allgemeinen Entwicklung folgte, die — wie Roosevelt bekannte — „anarchisch und unsicher" war. Dies ist eine sachliche Feststellung und k e i n Vorwurf, denn auch Amerika kann für den zweiten Weltkrieg nicht verantwortlich gemacht werden, den es nicht vom Zaune gebrochen, aber auch nicht verhindert hat.

Die Andeutung, warum die USA den letzten Krieg nicht verhinderten, habe ich teilweise vorweggenommen: Es war der kindlich-naive Glaube an den ewigen Frieden, inmitten einer um neue Formen und Lebensinhalte ringenden Welt. Der zweite und entscheidende Grund war die völlige Verkennung der Gefahr. Dies geht aus einem Handschreiben des nordamerikanischen Präsidenten vom 3. September 1940 an Papst Pius XII. klar hervor:

„Nach meiner Meinung ist es eine Tatsache, daß Rußland von einer Diktatur beherrscht wird, deren Wesen ebenso streng ist wie das der Diktatur in Deutschland. Hingegen glaube ich, daß diese russische Diktatur für die Sicherheit anderer Nationen weniger gefährlich ist als die deutsche Form." (!)

Der dritte, wenn auch nicht der letzte Grund, war die falsche Wahl der Mittel zur Bekämpfung der Gefahr.

Die nordamerikanische Aufrüstung bis zum Kriegseintritt im Dezember 1941 ist ein Kapitel in der Geschichte der Vereinigten Staaten, das viele Amerikaner leider schnell überschlagen. Auch in einem so reichen Lande, wie es die Vereinigten Staaten sind, kann es nicht ohne Folgen bleiben, wenn der Rüstungsaufwand sich über Nacht verzehnfacht. Die totale Aufrüstung, die von F. D. Roosevelt nach seiner Wiederwahl Ende 1940 in größtem Stil in Szene gesetzt wurde und bis zum Kriegseintritt 120 bis 150 Milliarden Dollar verschlang, mußte zwangsläufig „revolutionäre Änderungen in der nationalen Wirtschaft“ hervorrufen.

Diese Änderungen veranlaßten Henry R. Luce, den Herausgeber der Zeitschriften TIME und LIFE am 17. Februar 1941 zu der bezeichnenden Warnung: „Wir werden am Ende einen solchen totalen nationalen Sozialismus (such a total national socialism) haben, daß irgendwelche schwachen Ähnlichkeiten mit unserer konstitutionellen amerikanischen Demokratie völlig unerkennbar sein werden.“

Vergeblich.

Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind auf diesem verhängnisvollen Weg weitergegangen. Sie sind ihn blind und selbstbewußt gegangen wie jemand, der gewiß ist, der übrigen Welt etwas ganz Neues zu bringen und sicher ist, daß dieser Trumpf auch sticht.

Diese Auffassung unterstrich Virgil Jordans, der langjährige Präsident der National Industrial Conference Board, anläßlich eines Vortrages über die amerikanische Außenpolitik:

„Was immer auch der Ausgang des Krieges sein mag, die USA haben den Weg eines neuen Imperialismus eingeschlagen, und zwar sowohl in bezug auf ihre Weltpolitik als auch in jeder anderen Hinsicht, mit allen Opportunitäten, aller Verantwortlichkeit und allen Gefahren, die darin eingeschlossen sind.

Dieser Krieg bedeutet eine unvermeidliche gewaltige Revolution für das politische und wirtschaftliche Gleichgewicht der Welt sowohl auf internationalem als auch auf innerem Gebiet. —

Die USA haben in Wirklichkeit keine andere Alternative, als diesen Weg weiterzugehen, den sie bereits vor fünfundzwanzig Jahren eingeschlagen und weiter verfolgt haben.“

Sie sind tatsächlich diesen Weg bis zu seinem bitteren Ende gegangen, aber ob sie keine andere Alternative gehabt hätten, mag eine spätere Geschichtsschreibung entscheiden.

Die Vereinigten Staaten sind die einzige Großmacht gewesen, die zwischen den beiden Weltkriegen freiwillig abgerüstet hatte. Im Jahre 1935, dem Beginn der deutschen Wiederaufrüstung unter Hitler, war die US-Army knappe 130 000 Mann stark und wurde bis 1940 auf 250 000 Mann erhöht. Nach den Sommermanövern des Jahres 1940, die im Stile der deutschen Reichswehr mit Panzerattrappen, hölzernen Maschinengewehren und imitierten Geschützen durchgeführt wurden, erklärte General McNair öffentlich, daß „nur zwei Divisionen des Heeres kriegsbereit sind.“

Der damalige Generalstabschef, General Marshall, forderte daraufhin eine Erhöhung des Mannschaftsstandes auf 2 Millionen Mann von insgesamt 55 Divisionen. Davon standen im Juni bereits 1,4 Millionen Mann unter Waffen. Im August 1941 wurde schon eine Vier-Millionen-Mann-Armee geplant, und das sogenannte Victory Programm sah eine Gesamtstärke aller vereinsstaatlichen Streitkräfte von 10 Millionen Mann mit 215 Divisionen vor.

Die Lawine war damit auch in den USA ins Rollen gekommen.

Umsonst versuchte der Militärkritiker Hanson W. Baldwin, ihr den Weg zu versperren. Sein Vorschlag, die Rüstung auf eine „business men's army“ von maximal 500 000 bis 600 000 Mann bestausgebildeter Berufssoldaten zu beschränken, fiel im Vereinten Generalstab unter den grünen Tisch und wurde obendrein verspöttelt.

Vernunftsgründen schenkte man kein Gehör mehr. Dafür war es bereits zu spät. Man wollte im Weißen Haus den totalen Krieg, weil man den totalen Frieden wollte.

Die Saturday Evening Post verkündete am 22. März 1941 Roosevelts eigentliches Kriegsziel: Ein New Deal für die ganze Welt! Mit amerikanischen Milliarden finanziert! Also eine Fortsetzung der sozialen Revolution des Präsidenten, für die der Krieg als Mittel zum Zweck dienen sollte.

Und ehe dieser Krieg entschieden war, bevor Amerika überhaupt einen einzigen Soldaten geschickt hatte, um ihn siegreich zu beenden, wurde das Friedensprogramm der Pax Americana auf jenem denkwürdigen Atlantiktreffen der beiden westlichen Staatsmänner Churchill und Roosevelt aller Welt verkündet. Die unter dem Namen Atlantikcharta bekanntgewordene Declaration of Principles vom 14. August 1941 enthält bereits alle wesentlichen Grundsätze der künftigen Weltorganisation, die nach entsprechenden Vorverhandlungen der alliierten Großmächte in Dumbarton Oaks (Oktober 1944) noch vor dem offiziellen Kriegsende in San Franzisko am 25. April 1945 unter dem Namen United Nations Organisation (UNO, später UN) aus der Taufe gehoben wurde.

Es lohnt sich, einen kurzen Blick auf diese Atlantikcharta zu werfen, um zu erkennen, wes Geistes Kind sie ist. Dort heißt es:

„Die USA und Großbritannien wünschen die Schaffung vollster Zusammenarbeit aller Nationen zur Besserung der Verhältnisse der arbeitenden Bevölkerung, zum wirtschaftlichen Fortschritt und zur sozialen Sicherheit."

Gewiß ein ideales Ziel, das zwar nicht der politischen Praxis beider Großmächte vor und nach diesem Kriege entspricht, jedoch als zeitgemäße Konzession an die „fortschrittliche" Gleichheitsideologie in aller Welt einer propagandistischen Zugkraft nicht entbehrte. In diesem Stile geht es weiter:

„Die Vereinigten Staaten und Großbritannien hoffen nach der endgültigen Vernichtung der totalitären Mächte auf die Herstellung eines Friedens, der allen Menschen in allen Ländern gewährleistet, daß sie ihr Leben ohne Furcht und Not verbringen können."

Vielleicht hat Churchill damals schon im stillen gehofft, daß sich die totalitären Mächte in Rußlands Steppen gegenseitig vernichten würden. Roosevelt hegte diese Spekulation bestimmt nicht, sondern hoffte sogar auf die Mitarbeit Sowjetrußlands an seinem „World New Deal", um auch die Sowjets zu „demokratisieren".

Die Atlantikcharta, die von der alliierten Kriegspropaganda stets als „die vier atlantischen Freiheiten" vorgestellt wurde, legte in Wirklichkeit die Betonung nicht so sehr auf die Freiheit, sondern auf die Sicherheit. Das geht eindeutig aus ihren Schlußsätzen hervor:

„Die Vereinigten Staaten und Großbritannien glauben, daß alle Nationen aus realistischen und geistigen Gründen zu einem Verzicht auf Gewaltanwendung kommen müssen. — Sie glauben, daß die Entwaffnung der Angreiferstaaten bis zur Schaffung eines dauernden Systems allgemeiner Sicherheit erforderlich ist. Sie werden alle praktischen Maßnahmen unterstützen und fördern, die geeignet sind, den freiheitsliebenden Völkern die erdrückenden Rüstungslasten zu ersparen."

Dieser letzte Absatz, so weltfremd und wirklichkeitsfern er uns angesichts der gegenwärtigen weltpolitischen Situation auch erscheint, ist das eigentliche Fundament der Vereinten Nationen (UN), die in der Präambel ihrer Statuten erklären, daß sie sich das Ziel gesetzt haben: „... spätere Generationen vor der Geißel des Krieges zu bewahren, die zweimal in unserem eigenen Leben der Menschheit unsägliches Leid gebracht hat."

Wir ersehen hieraus, daß der Friede vor dem offiziellen Kriegseintritt der USA „doktrinär" festgelegt war. Wieder wurde der Versuch unternommen, das Rad der Geschichte anzuhalten, während man sich gerade blindlings der „allgemeinen Entwicklung" anvertraut hatte. Auch dieser Versuch mußte scheitern.

Die Bilanz dieses kostspieligen Experiments zog kürzlich Vincent S. Kearney in der Monatszeitschrift AMERICA. Der Autor befaßte sich eingehend mit den Sicherheitsproblemen der UN im Hinblick auf die koreanische Frage. Er geht ebenfalls auf den Ursprung der UN-Organisation zurück, als die Großen Vier — die Vereinigten Staaten, England, Sowjetrußland und China — berieten, wie sie in Zukunft für Weltfrieden und Sicherheit sorgen könnten. Sie kamen überein, daß dieser Friede und diese Sicherheit wesentlich von den Weltmächten abhängen würde, weil diese allein die Macht besäßen, ihn ernstlich zu gefährden. Die Eintracht der Großen Vier war somit das einzige Fundament der Vereinten Nationen, deren Funktionen sich darauf beschränken sollten, Streitfälle der kleineren Nationen zu schlichten.

Auf dieser Voraussetzung beruhte auch das Vetorecht der Großmächte. Es war ein Mittel, um zu verhindern, daß die UN in die Situation gerate, ihre Polizeigewalt gegen eine der Großmächte ge-

brauchen zu müssen. Kearney stellt abschließend fest, daß die Vereinten Nationen gegründet wurden, um Kriege zu verhindern. Die Anwendung ihrer Polizeigewalt gegen eine der Weltmächte würde jedoch das glatte Gegenteil bewirken: Den Ausbruch eines unabsehbaren Krieges. Daher seien die UN nach dem Eingreifen Chinas in den Koreakrieg nicht mehr zuständig.

Wer ist dann aber überhaupt noch zuständig? Wer ist für das weitere Schicksal der Welt verantwortlich?

Es gibt eine sehr plausible Version, daß hierfür die Vereinigten Staaten von Nordamerika verantwortlich seien, weil sie nach der konsequenten Anwendung der von ihnen geprägten Casablanca-Formel von der bedingungslosen Kapitulation (unconditional surrender) nun die bedingungslose Verantwortung (unconditional responsability) für alle Menschen und Völker trügen, die sich der Sicherheit des totalen Friedens der neuen Pax Americana anvertrauen.

Die Frage ist, ob die Nordamerikaner mit dieser Version einverstanden und die gewaltige Verantwortung bedingungslos zu übernehmen bereit sind.

Die zweite Frage ist, ob sie dazu überhaupt in der Lage sind. Es scheint nicht so.

Die erste Frage hat ein prominenter Nordamerikaner, Expräsident Herbert Hoover, wiederholt mit Entschiedenheit verneint. Dorothy Thompson, die wir nach dem Kriege als aufrechte Amerikanerin und Freundin der Wahrheit kennengelernt haben, erklärte dagegen im Februar 1941 in einer öffentlichen Versammlung:

„Dieses Jahrhundert muß das Jahrhundert Amerikas sein! England spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Amerika hängt nicht am Schwanz des britischen Löwen, sondern es ist umgekehrt Amerika, das die Welt führen wird. Nicht England, sondern Amerika wird die Kriegsziele wie die Friedensaufgaben festsetzen!"

Damit drückte Dorothy Thompson eine Überzeugung aus, die vom Präsidenten im Weißen Haus bis zum letzten Schuhputzer in Brooklyn geglaubt wurde.

Amerika hat das Kriegsziel der bedingungslosen Kapitulation bewußt gewollt. Es hat dafür in der ganzen Welt mit dem fast

religiösen Fanatismus von „Kreuzfahrern“ gefochten. Es hat sein ganzes materielles Schwergewicht in die Waagschale eines Weltfriedens geworfen, der amerikanisch erdacht und geplant worden war. Es hat, dank seinem materiellen Übergewicht, den Krieg gewonnen. Aber es hat den Frieden verloren, weil es einer Utopie anhing, die zu verwirklichen der Menschheit versagt bleiben wird.

Als Amerika einzusehen begann, daß in dieser Welt der Beste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt, da fiel es von einem Extrem in das andere. Ausschließlich auf seine Macht vertrauend, hat es den zweiten Weltkrieg mit politischen Mitteln fortgeführt. Amerika hat dieser neuen Phase der großen ideologischen und machtpolitischen Auseinandersetzung zwischen West und Ost einen bezeichnenden Namen gegeben: Der kalte Krieg.

Der kalte Krieg

Der Friede ist ein Werk der Gerechtigkeit. — Opus justitiae pax.

Weder in Versailles noch in Potsdam ist man diesem Grundsatz gerecht geworden. Beide Male haben die Siegermächte nicht vermocht, die Welt aus dem Zustand der Gewalt in eine neue Rechtsordnung zu überführen. Beide Male haben sie die bestehenden Probleme nicht lösen und die Krise der Welt nicht überwinden können, weil sie das Recht mit Füßen traten und in Fortsetzung des Krieges eine Politik der Gewalt befolgten. Beide Male haben sie der Welt den versprochenen Frieden vorenthalten und die Menschheit einem latenten Kriegszustand, einem Zustand fortwährender Furcht und Not, überlassen. Beide Male sind sie an ihrer geschichtlichen Aufgabe kläglich gescheitert.

Doch die Besiegten von gestern brauchen sich heute dieses Urteil nicht anzumaßen. Die Weltgeschichte ist noch immer das Weltgericht, vor dem die Macht der Sieger sich bereits als Ohnmacht erwiesen hat. Sonst hätten die Sieger nicht wiederum den verhängnisvollen Weg der Gewalt beschritten, auf dem die Welt täglich aus ihrem kalten in den heißen Krieg gestürzt werden kann.

Zu dieser Erkenntnis wollen wir uns jedoch nicht durchringen, sondern wir betören uns an der Illusion eines Friedens. Dies gilt nicht nur für die besiegten Völker, die sich durch sogenannte Staatsverträge — für die sie die Bezeichnung Friedensvertrag vermeiden sollten — aus dem Niemandsland in das Lager einer der beiden kriegführenden Parteien, und damit in die zweifelhafte Sicherheit eines „garantierten" Schutzes, zu flüchten hoffen.

In Potsdam war es offenbar geworden, daß sich die Pax Americana mit der Pax Sovietica nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen ließ. Aber Washington wollte noch lange nicht einsehen, was Moskau längst vorausgesehen hatte. So unklar die Vorstellungen Amerikas

von „seinem Frieden“ nach Erringung des totalen Sieges waren, so klar und brutal nüchtern urteilten und handelten die Sowjets.

Gerade im Kriege darf die politische Strategie nicht so total vernachlässigt werden, wie es im letzten Kriege die Nordamerikaner taten. Den Soldaten bleibt der Lorbeer des Sieges vorbehalten, den Staatsmännern jedoch, das Kriegsziel zu bestimmen. Indem Roosevelt und Churchill selber mehr nach dem Lorbeer des Sieges als nach einem gerechten Frieden strebten, verspielten sie bereits in Teheran und Yalta den Sieg ihrer Soldaten.

Erst dadurch sind die Sowjets die eigentlichen Sieger des zweiten Weltkrieges geworden. In ihrer strategischen Konzeption spielten Krieg und Frieden keine so entscheidende Rolle wie auf der Seite ihrer westlichen Alliierten. Krieg und Frieden waren ihnen nie Selbstzweck, sondern stets Mittel zum Zweck der Weltrevolution. Die Weltrevolution ist das große Fernziel der vom Kreml mit Weitsicht und sturer Beharrlichkeit verfolgten Strategie, der gegenüber sich die von dem US-Botschafter in Moskau, George Kennan, als „Diplomatie der Dilettanten“ gerügte Nachkriegspolitik der westlichen Staatsmänner wie die Biertischstrategie provinzieller Dorfpolitiker ausnimmt.

Den massiven Forderungen der Sowjets hatten die westlichen Staatsmänner nichts zu entgegnen. Da überdies die kriegsmüde Öffentlichkeit Amerikas endlich Friedensschalmeien hören wollte, bliesen sie zum Rückzug, in Europa zunächst bis zur Elbe. Sie gaben lebenswichtige Positionen kampflos preis, die kurz zuvor ihre eigenen Soldaten erobert hatten. So gewannen die Sowjets ihre erste große Schlacht im kalten Kriege, ohne die Knochen eines einzigen Rotarmisten riskiert zu haben. Und es blieb nicht ihr letzter leichter Sieg über den Westen. Allein aus diesem Grunde ist nicht einzusehen, weshalb sie in absehbarer Zeit ihre erfolgreiche Taktik des kalten Krieges gegen das Risiko eines heißen Schießkrieges vertauschen sollten.

Es wäre jedoch billig und ungerecht, für das Verlorene und Versäumte einzig und allein die Nordamerikaner verantwortlich zu machen, wie das jetzt in Europa Mode wird.

Schließlich gab es — außer den bedingungslos besiegten Deutschen — ja noch Europäer, die um die Lebensfragen des alten Kontinents besser hätten Bescheid wissen müssen als ihre zugereisten Vormünder aus Washington und Moskau. Doch die europäischen Staatsmänner schwiegen, als wären sie von dem Sturz aus den Höhen der Weltmacht noch zu benommen, oder sie beteiligten sich übereifrig und blindwütig an dem großen Ausverkauf des Abendlandes, der nicht nur an Deutschland vollzogen wurde.

Europa sah nach dem Kriege so ganz anders aus, als Winston Churchill es sich erträumt, oder als Sir Samuel Hoare (jetziger Lord Templewood) es während des Krieges dem spanischen Außenminister Conte Jordana in den leuchtendsten Farben ausgemalt hatte. Dieses Europa war ein Trümmerhaufen. Es war eine einzige moralische Ruine, politisch ohnmächtig, uneinig, von den Almosen der beiden außereuropäischen Weltmächte lebend und ihnen als willenloser Spielball ausgeliefert. Kein Wunder, daß dieses Europa auf der Karte der großen Weltpolitik abgeschrieben wurde. Für die Amerikaner besaß es nur noch sekundäres Interesse, nachdem in Deutschland nichts mehr zu holen war.

Da standen ganz andere Dinge auf dem Spiel: 460 Millionen chinesischer Kunden, Indien, das reiche von japanischer Besatzung und europäischer Kolonialherrschaft befreite Indonesien, — lockende Absatzmärkte für ihre im Kriege überdimensionierte Industrie. Es galt, den pazifischen Raum neu zu ordnen, wie es seit Präsident Tyler von den besten Amerikanern geplant worden war, und wie es der spätere Staatssekretär Seward verheißen hatte: „Die Küsten des Pazifischen Ozeans, seine Inseln und ungeheuren Gebiete, die sich hinter ihm erstrecken, werden der Schauplatz der bestimmenden Ereignisse in der großen Welt von morgen werden."

Dort meinten auch die Isolationisten alles zu gewinnen, während sie in Europa alles zu verlieren fürchteten. Dort, wo sie sich sehr robust und selbstbewußt die Tür aufgestoßen hatten, zierten sie sich auch nicht lange in ihrem fadenscheinig gewordenen UN-Friedensmäntelchen. Ein Exempel mußte statuiert werden, um jedem Unbefugten den Zutritt zur pazifischen Domäne zu verwehren. Dieses Exempel hätte beispielsweise ein schneller und gerechter Friede für

Japan sein können. Ohne den sowjetischen Einfluß ernstlich fürchten zu müssen, hätten die nordamerikanischen Staatsmänner den Völkern Asiens und der übrigen Welt zeigen können, daß sie es mit ihren Prinzipien und friedlichen Absichten wirklich ernst meinten. Sie hätten trotz ihres Versagens in Europa beweisen können, daß sie zur Weltherrschaft befähigt und befugt seien, den Frieden dieser Welt zu bestimmen.

Allein auch dort versagten sie vor den vielfältigen Aufgaben, deren dringliche Lösung eines ebenso großzügigen wie weitsichtigen Konzeptes und eines wahren Staatsmannes bedurft hätte. General MacArthur, den Washington gern als Sündenbock für viele Fehler bezeichnet, war schließlich nur Soldat. Die politischen Ziele wie Grenzen seiner militärischen Machtbefugnisse mußten ihm von einem an Geist und Weitblick überlegenen Staatsmann gesetzt werden. Man kann einen General ebensowenig für die Politik des ihm vorgesetzten Staatsmannes verantwortlich machen, wie man nicht erwarten darf, daß ein Soldat von Charakter jeden Unsinn der Politiker in seinem eigenen Befehlsbereich bedingungslos und blind befolgt.

Mangels eines außenpolitischen Konzeptes beschritten die USA den Weg der Gewalt, und dies lange vor ihrer unglücklichen „Polizeiaktion“ (police action) in Korea. Dadurch haben sie die Sowjets nicht vor weiteren Aggressionen abgeschreckt, sondern geradezu auf den Plan gelockt.

Die Gewalt kann nur den Schwächling, niemals aber einen ebenbürtigen und sich seiner Stärke bewußten Gegner auf die Dauer abschrecken. Jede Anwendung von Gewalt, allein schon die bloße Androhung, wie es durch die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki im August 1945 geschah, mußte die Sowjetunion ebenfalls zum Gebrauch der eigenen Gewalt reizen, um ihre Kräfte an dem erkannten neuen Feinde zu erproben.

Die beiden Atombombenangriffe auf Japan, durch die angeblich der zweite Weltkrieg beendet wurde, waren kein militärisch notwendiger Tiefschlag auf den bereits am Boden liegenden Gegner, sondern eher ein deutlicher Wink (mit dem bewußten Zaunpfahl) an die sowjetische Adresse im Pazifik. Heute wissen wir, daß Kaiser Hirohito vorher die Kapitulation angeboten hatte. Moskau mußte die

Atombomben als kalte Kriegserklärung Washingtons auffassen, zunächst auf wissenschaftlich-technischem Gebiet.

Die Atombombe hatte die Kettenreaktion ausgelöst, die die Freundschaft USA—UdSSR jäh zerriß. Aber sie hatte noch andere unerwartete psychologische Wirkungen. Sie wirkte keineswegs beruhigend in der westlichen Welt, sondern eher wie ein Bumerang. Vor allem in ihrem Geburtslande, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, löste sie eine allgemeine Massenhysterie aus. Dieser Atomschreck befiel die besonnensten Männer und beraubte sie jeder vernünftigen und sachlichen Überlegung. Unterdessen mobilisierten die Sowjets alle ihre Kräfte, zu denen auch ihre prominenten Atomspione im westlichen Lager gehörten, um den technischen Vorsprung der USA einzuholen.

Typisch für den westlichen Geisteszustand jener ersten Nachkriegsjahre sind die zahlreichen apokalyptisch gefärbten, literarischen Ergüsse und Horoskope sogenannter Fachleute. Was war aus jenem hochgestimmten Siegestaumel des Frühjahrs 1945, was aus dem Enthusiasmus der Un-Ideologen, was aus dem Zweckoptimismus der konferierenden Staatsmänner geworden? Unter Klageliedern und Trauergesängen wurden die Friedenshoffnungen der Menschheit zu Grabe getragen.

Nur zwei Stimmen aus dem Lager der Sieger seien zitiert, die unserer eigenen trostlosen Hoffnungslosigkeit in jenen grauen Monaten um nichts nachstanden. General Arnold, der damalige Chef der nordamerikanischen Luftwaffe, erklärte: „... Die Entwicklung der Atombombenherstellung nimmt einen Verlauf, der die schauerlichsten Perspektiven für die Zukunft eröffnet. Die Vernichtungskraft der Superatombomben von morgen wird so groß sein, daß mit ihr ganze Länder dem Untergang geweiht werden können!“ Und General Marshall sekundierte ihm: „... Angesichts dieser Entwicklung und der Tatsache, daß nicht nur die USA allein über Atombomben und andere Atomwaffen verfügen, ist es notwendig, daß Maßnahmen eingeleitet werden, um dem Krieg überhaupt und für alle Zeiten ein Ende zu machen!“

Die führenden Militärs des Westens waren offenbar mit ihrem Latein am Ende. Den Politikern fiel nichts Gescheiteres mehr ein, als

zu versuchen, mit den Sowjets schleunigst wieder „Frieden zu schließen“ und die freigewordene Atomenergie zu „kontrollieren“. Aber sie alle fanden den Stöpsel nicht mehr, um das im Pazifik losgelassene Flaschenteufelchen wieder einzusperren.

Der kalte Krieg ging trotz aller Friedensreden nicht nur im Saale weiter. Die Zweiteilung der Welt wurde mittels Eiserner Vorhänge und Dollarbarrieren, durch Vorurteile und Mißtrauen, vor allem aber infolge der immer offensichtlicheren Unfähigkeit der alten Staatsmänner vollzogen. Jede blasse Hoffnung auf eine friedliche Lösung erwies sich als eitel und verfrüht. Die Sowjetsphäre verwandelte sich unterdessen in ein waffenstarrendes Kriegslager. Allein deshalb ist die Aufrüstung des Westens eine Lebensnotwendigkeit geworden. Darüber gibt es nichts mehr zu diskutieren, nur noch darüber, wie sie am besten zu erfolgen hat. Aber in der westlichen Welt wird seit Jahr und Tag mehr gestritten als gehandelt. An diesem Streit beteiligen sich nicht nur die Politiker und Militärs, sondern auch die Theologen und selbst der oft zitierte, wie bei allen Entscheidungen ebenso unberücksichtigte Mann auf der Straße. Dabei verbirgt sich mancher rote Wolf im westlichen Schafspelz.

Selbst jene, die noch vor Jahresfrist die Ohne-mich-Parole überlaut und ungefragt „im Namen der Frontsoldaten“ ausgaben, sind nun im Streit der Meinungen und Interessen wiederum die Lautesten. Sie erteilen billige Ratschläge, hängen ihr Mäntelchen nach dem neuen Winde und bieten ihre Dienste an, so daß man, peinlich berührt, den Verdacht nicht unterdrücken kann, daß es ihnen weniger um Wahrheit und Klarheit als darum ginge, ihr Schäfchen ins trockene zu bringen.

Die Moskowiter versuchen natürlich, aus diesem westlichen Durcheinander und Streit um die Wiederaufrüstung ihr Kapital zu schlagen. Die allgemeine Unklarheit in der Rüstungsplanung leistet ihnen weiteren Vorschub. Damit ist der kalte Krieg in seine zweite und vielleicht entscheidende Phase getreten.

Die Aufrüstung der USA läßt in ihrer überstürzten Hast kaum einen strategischen Plan erkennen, sondern vermittelt dem unbefangenen Beobachter den Eindruck, als würde nur improvisiert und herumprobiert. Wenn aber der Westen nicht strategisch richtig rüstet,

dann wird die große Entscheidung verloren sein, bevor die erste Schlacht geschlagen ist.

Der greise Bernard M. Baruch, weiland Leiter des Kriegsindustrie-Amtes unter Präsident Wilson, der auch an der Aufrüstung im zweiten Weltkrieg nicht ganz unbeteiligt war, hat sehr energisch die totale Mobilmachung gefordert und vor dem Finanzausschuß des Senats erklärt: „... Selbst wenn der Koreakonflikt vorüber wäre, müßten wir immer noch mobilisieren, wenn wir nicht eine neue Aggression ermutigen wollen." Dabei hat der alte erfahrene Finanzmann nur eine einzige Sorge: die Inflation.

Der allmächtige Dollar ist ins Rollen gekommen und hat seit 1940 rund vierzig Prozent seiner Kaufkraft eingebüßt. Baruch empfahl daher strengste Preiskontrolle und Zwangsbewirtschaftung aller strategischen Rohstoffe: „... Kein Feind von außen kann uns besiegen, wohl aber können wir uns selbst besiegen!"

Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind an den Grenzen ihrer — einst „unbegrenzten" — Möglichkeiten angelangt und müssen bei ihrer Aufrüstung haushalten. Der zweite Weltkrieg hat sie rund 300 Milliarden Dollar gekostet und eine öffentliche Schuld von weiteren 220 Milliarden Dollar hinterlassen. Seit 1939 sind die öffentlichen Ausgaben um 853 Prozent gestiegen. Der ehemalige Marshallplan-Verwalter Hoffman schätzt die Gesamtkosten des letzten Krieges bis zur Auszahlung der letzten Pension auf 1300 Milliarden Dollar.

Diese ungeheuren Ausgaben waren durch eine entsprechende Erhöhung der Steuern auszugleichen, die heute 34 Prozent des jährlichen USA-Nationaleinkommens betragen. Unter dem Druck dieser Steuerlast muß sich auch die Struktur eines so reichen Landes wie der Vereinigten Staaten ungünstig verändern. Mit gutem Grund warnte daher die Boston-Bank: „Wir können den Krieg um die Freiheit bereits an der finanziellen Front verlieren, bevor der eigentliche Kampf beginnt!"

Der nordamerikanische Kongreß mußte seinen steuerzahlenden Wählern nachgeben und das Aufrüstungsprogramm Trumans empfindlich kürzen. Von drei Millionen Soldaten steht erst knapp die Hälfte unter Waffen, und deren bloßer Unterhalt kostet den

nordamerikanischen Steuerzahler täglich 12 Millionen Dollar, wofür laut Seversky täglich drei Großbomber gebaut werden könnten. Der kostspielige Koreakrieg und die Hilfen an die Atlantikpakt-Staaten zehren zusätzlich an der nordamerikanischen Substanz.

Für die wirtschaftlichen Probleme der Nordamerikaner ist in Europa wenig Verständnis. Es wird behauptet, die „Amis" könnten schon, aber sie wollten nicht. Das ist eine ernste Verkennung der Tatsachen, die auf der in Europa herrschenden falschen Vorstellung von dem reichen Onkel aus Amerika beruht. Europa macht sich nach den letzten Jahren der CARE-Pakete und Marshall-Dollars (die deutschen Morgenthau-Jahre sind vergessen) zu große Hoffnungen auf die amerikanische Waffenhilfe. Da sie nicht eintrifft — nicht eintreffen kann —, wird dieser Enttäuschung allzu beredt Luft gemacht, so daß man zuweilen von einem internen kalten Krieg zwischen Westeuropa und den USA sprechen kann.

Die Amerikaner sind ihrerseits über das europäische Nichtverstehen-Wollen ihrer eigenen Sorgen verstimmt. Mr. Babbitt will nicht einsehen, warum er die Waffen bezahlen soll, die Herr Michel *nicht tragen* will. So drohte er mit seinem endgültigen Rückzug aus Europa. Doch das geht nicht mehr so einfach wie nach dem ersten Weltkrieg. Also wurde eine amerikanische Patentlösung in der interkontinentalen Bomberflotte und der Europa-Armee ersonnen.

Die Theorie, daß ein zukünftiger Krieg mittels einer strategischen Bomberflotte von interkontinentaler Reichweite entschieden wird, ist auf die besondere geographische Lage des von zwei Weltmeeren umspülten Flugzeugträgers USA zugeschnitten und fand dementsprechend vor allem bei dem nordamerikanischen Publikum lebhaften Anklang. Die Schlagworte „Luftmacht — Weltmacht" und „Frieden durch Luftmacht" vermögen diejenigen jedoch nicht zu überzeugen, die am eigenen Leibe das zweischneidige Schwert aus der Luft verspürt haben und sich weiterhin in den bevorzugten Zielräumen eines kommenden Krieges wissen: Die Europäer.

Außerdem verfügt die strategische Luftflotte (Strategic Air Command) nur über knapp drei Gruppen moderner Großbomber mit fraglicher interkontinentaler Reichweite, so daß die schillernden

Luftkriegstheorien des ehemals zaristischen US-Majors de Seversky in Europa mit Recht sehr skeptisch aufgenommen werden. Um dem europäischen Sicherheitsbedürfnis und der westlichen Verteidigungsbereitschaft weiterhin zu genügen, gebaren die nordamerikanischen Berufs- und Amateurstrategen jene Idee von der Europa-Armee, weil sie nicht wußten, wie sie sonst Briten, Franzosen und Deutsche schnell unter einen Hut bringen sollten. In Straßburg war das gescheitert. Europa war auch da nicht wiedergeboren worden. Das kleine Resteuropa war nicht als politische Einheit zu betrachten, aber auf amerikanischen Druck sollte nun eine einheitliche Armee von 50 Divisionen entstehen. Europas Politiker und Militärs waren dazu jedoch zunächst nicht bereit, und Marschall Juin lehnte das ihm zugedachte Oberkommando mit der unfreundlichen Bemerkung ab: „Das hieße den Wagen vor den Gaul spannen."

Der Gaul aber sollte Michel heißen und 12 Divisionen stark sein, um den Karren Resteuropa aus dem Dreck zu ziehen. Das war für Briten und Franzosen ein zu starker Vorspann. Die Briten schützten globale Verpflichtungen vor und scherten aus, während die Franzosen ihren Pleven-Plan als Versuchsballon starteten, um das Wetter jenseits des Rheins zu prüfen und die Amerikaner zu beruhigen, deren Dollarhilfe sie dringend brauchten. Die Amerikaner riefen ermunternd „Hüh!" und „Hott!" Sofort schrien die Franzosen und echoten die Briten: „Stop!", so daß der Michel noch störrischer wurde und selber nicht mehr wollte. So etwa würde das Märchen von der Europa-Armee lauten. Aber es wird nie geschrieben werden, weil der Humor auch eine Mangelware geworden ist.

Kostbare zwei Jahre wurde kalter Krieg im eigenen Hause geführt. Der Kreml erfuhr — wenn er es nicht längst wußte —, wie es mit der Einigkeit des Westens und seinem Kampf um die Freiheit bestellt ist, denn von Freiheit war bei allen vorgebrachten Phantasieprojekten für die Europa-Armee kaum die Rede. Die Amerikaner opferten inzwischen weitere Dollarmillionen für ihren neuen Spleen. Europas Wehrwille ist dadurch nicht viel stärker und die Vorwürfe gegen die nordamerikanische Europapolitik sind nicht leiser geworden. Doch mit gegenseitigen Vorwürfen und negativem Besser-

wissen ist noch nie eine Militärallianz geschaffen, geschweige ein Krieg gewonnen worden.

Zweifellos sind die Völker des Westens unter dem wachsenden Druck der sowjetischen Gefahr enger zusammengerückt, und die unnatürliche Kriegsallianz mit der Diktatur des Ostens ist endgültig zerbrochen.

Das ist das positive Ergebnis des kalten Krieges.

Die Einheitswelten der UN-Friedensapostel wie der bolschewistischen Weltrevolutionäre haben sich als undurchführbar erwiesen. Mit dieser Erkentnnis ist die Menschheit um zwei Utopien ärmer, aber um eine unbezahlbare Erfahrung reicher geworden.

Eine westliche Realpolitik wird den Dualismus zwischen Ost und West nicht willkürlich aufzuheben trachten, sondern danach streben, das alte Gleichgewicht zwischen Orient und Okzident wiederherzustellen. Die Erstarkung Europas ist die wichtigste Voraussetzung dieses Gleichgewichts. Ein schwaches, uneiniges und wehrloses Europa stellt für den Osten eine leichte und stets verlockende Beute dar. Es wäre eine ständige Gefahr für den Weltfrieden.

Wir haben den Massen und der beachtlichen Technik des Ostens nur unser größeres Wissen, unser besseres Können, einen tieferen Glauben an den Wert des einzelnen Menschen und die Unverletzlichkeit seiner persönlichen Freiheit entgegenzustellen. Kurzum: Wir müssen die Gewalt des Morgenlandes durch die Vollendung des Abendlandes überwinden.

Die Rüstung der Weltmächte

Die Sowjets haben bisher nicht nur die Schlachten des kalten Krieges, sondern vor allem Zeit gewonnen. Nach dem Aderlaß des zweiten Weltkrieges, in dem die Sowjetunion über 15 Millionen Menschen und den größten Teil ihrer im europäischen Rußland liegenden Industrien verlor, benötigte sie diese Zeit, um sich von den schweren Schlägen zu erholen und ihre gewaltigen Eroberungen zu konsolidieren. Denn die Sowjets waren nach dem totalen Siege weitgehend erschöpft und hätten nicht mehr die militärische Kraft besessen, ihre maßlosen Forderungen durchzusetzen. Doch es gab unter den westlichen Staatsmännern keinen Metternich und keinen Talleyrand, um sie in ihre Grenzen zurückzuweisen. Die Zeit arbeitete für die Sowjets.

Im Gegensatz zu ihren westlichen Alliierten haben sich die Sowjets auch im größten Siegestaumel nie vagen Illusionen über den ewigen Frieden hingegeben. Die pazifistischen Sirenenklänge der bolschewistischen Demagogen und Diplomaten waren als Waffe der psychologischen Kriegsführung nur zur Betörung der Feinde bestimmt. Für sie gibt es keinen Frieden, bevor die Weltrevolution nicht gewonnen ist. Für deren Endsieg begannen sie im Jahre 1945 unverzüglich zu rüsten.

Das Ausmaß der sowjetischen Aufrüstung entspricht ihrem weltrevolutionären Ziel, die Art und Weise ihrem politischen System. Seit 35 Jahren haben die Sowjets die Massenversklavung in einem für westliche Begriffe unvorstellbaren Grade perfektioniert. Sie sind darin, wie in ihrer Massenrüstung, kaum zu übertreffen.

Die Sowjetunion verfügt heute zweifellos über die gewaltigste Rüstung der Welt. Genau so wenig, wie man die Rote Armee als asiatische Horden bagatellisieren darf, kann man ihre Waffen als primitiv bezeichnen. Im Gegenteil: Die Waffen der Rotarmisten sind,

was die Einfachheit ihrer Herstellung und Bedienung wie ihre niedrigen Produktionskosten betrifft, das Beste, was die moderne Rüstung gegenwärtig für die Massenkriegsführung erzeugt. Sie sind so robust und unkompliziert wie die Menschen, die mit ihnen kämpfen sollen. Vor allem aber sind sie so narrensicher, daß im Notfalle auch der dümmste Kolchosenbauer seine „Katuschka" bedienen kann, und die Serienproduktion dieser Massenwaffen kann Frauen, Kindern und Kriegsgefangenen überlassen werden. Die Massenerzeugung genormter Standardwaffen, auch moderner Düsenjäger, ist für die Sowjets kein technisches Problem mehr. Die Kosten- und Materialfrage aber ist für die Sowjets, die in ihren Menschenmassen über die billigsten Arbeitskräfte der Welt verfügen und in allen strategischen Rohstoffen autark sind, von untergeordneter Bedeutung.

Die landläufigen Vergleiche des sowjetischen mit dem nordamerikanischen Rüstungspotential ergeben kein wirkliches Bild der beiderseitigen Möglichkeiten, zumal die den Sowjets verfügbaren Arbeitskräfte und Rohstoffvorkommen nur sehr ungenau geschätzt werden können. Vor allem aber, weil der Lebensstandard der westlichen Völker nicht mit dem des Ostens verglichen werden darf. Wenn behauptet wird, daß die USA gegenwärtig fünfmal soviel Stahl wie die UdSSR produzieren, dann wird vergessen, daß die Nordamerikaner nur ein Fünftel dieses Stahls, die Russen aber vier Fünftel für Rüstungszwecke verwenden können. Ähnlich ist das Verhältnis in der Energie- und Treibstoffversorgung.

Bezeichnend ist die Ersparnis an Arbeitsstunden und Material bei den russischen Waffen. Die Degtjarew-Maschinenpistole, die Einheitswaffe des Rotarmisten, kostet kaum ein Fünftel des nordamerikanischen Garrand-Karabiners. Die russische 10-cm-Petschajska-Pak ist 400 kg leichter als die nordamerikanische 9-cm-Pak. Noch viel günstiger ist die Ausnützung des menschlichen Wehrpotentials. In der Roten Armee versehen nur 12 Prozent der Mannschaften Etappendienste, in der US-Army 69 Prozent. Eine nordamerikanische Infanteriedivision verfügt über 916 Mann Reparatur- und Werkstattpersonal. Die russische Liniendivision benötigt für derartige Zwecke nur 46 Mann, die nur die Aufgabe haben, ihre Fahrzeuge (nur

150 motorisierte und 620 pferdebespannte Fahrzeuge) flottzuhalten. Das Verladegewicht einer nordamerikanischen Infanteriedivision übertrifft das Gewicht einer sowjetischen Division um das Siebzehnfache. Dabei schleppen die Russen doppelt soviel Munition wie die Amerikaner mit.

Diese Beispiele lassen sich beliebig ergänzen. Es ist klar ersichtlich, worauf es den Sowjets bei ihrer Rüstung ankommt: den letzten Mann und die letzte Patrone an den Feind zu bringen. Sie haben im letzten Kriege bewiesen, daß sie nicht nur Meister der Massenmobilisierung, sondern auch der Improvisation sind.

Auf Grund ihrer Kriegserfahrungen haben die Sowjets bereits 1945 mit der grundlegenden Umstellung ihrer Streitkräfte begonnen. Sie unterscheiden Schlachtenwaffen: unkomplizierte, leicht zu bedienende Waffen, die auf Massensalven-Flächenwirkung berechnet sind, und Zielwaffen: Präzisionswaffen, mit denen schon im letzten Kriege ihre Scharfschützen und heute ganze Eliteverbände der Roten Armee — sogenannte Zieldivisionen — ausgerüstet sind. Die Masse der sowjetrussischen Linien- und Artilleriedivisionen ist jedoch nach wie vor mit Schlachtenwaffen ausgerüstet. Auch die Masse ihrer Jagdbomber- und Panzerverbände wird nach dem neuen Schießreglement vom November 1949 ebenfalls auf zielloses Flächenfeuer gedrillt.

Dieser Taktik entspricht die von Marschall Timoschenko seit Oktober 1945 verfochtene Großraum-Ermattungs-Strategie der Sowjets. Timoschenko empfahl im Jahre 1945 (wohlgemerkt: 1945 bereits), der Materialüberlegenheit des voraussichtlichen Gegners durch eine bewegliche Kriegsführung zu begegnen. Rußland, das sich nach Ansicht des Sowjetmarschalls in der Lage einer zernierten Festung befindet, müsse vor allem die Vorteile der inneren Linie ausnützen, den Gegner durch schnell vorgetragene Ausfälle verwirren, seine Kräfte aufreiben und ihn so langsam, aber sicher ermatten. Da der Krieg sehr lange dauern würde, müsse auch Rußland mit seinen Menschen und seinem Material haushalten, um sich nicht vorzeitig zu „verdunisieren". An Stelle des typisch westlichen Festklebens an Raum und Positionen empfahl er eine elastische Kriegsführung, die sich nicht am Feinde verbeißt, sondern vor dessen erster Angriffs-

wucht zurückweicht, um ihm im günstigsten Augenblick in die schwächeren Flanken zu fallen.

Im Rahmen dieser Strategie soll die sowjetische Luftwaffe weniger der Sicherung als dem Kampfe dienen. Als Kampftruppe bildet sie einen festen Bestandteil der Roten Armee. Ihre Einheiten sind den regionalen Armeen unterstellt. Das Gros (74 Prozent) der Roten Luftwaffe sind Jagdbomber, die Marschall Budjenny treffend als fliegende Partisanen bezeichnete, womit er zugleich ihre Aufgabe umriß. Im Gegensatz zu der im Westen noch üblichen Taktik dient der sowjetische Jagdbomber weniger der unmittelbaren Unterstützung der kämpfenden Erdtruppen als der Verwüstung des feindlichen Hinterlandes. Er soll dort gewissermaßen das Störungswerk der roten Partisanen vollenden und dem Gegner durch Zerstörung seiner Zufahrtstraßen, Bahnlinien, Flugplätze, Brücken und Depots den Nachschub abschneiden. In diesem Sinne ist er eine typische Schlachtenwaffe und wird voraussichtlich in entsprechenden Massen eingesetzt werden.

Die Sowjets sollen bereits mehr als 15 000 Jagdbomber in ihren Frontgeschwadern verteilt haben. Ihre strategische Bomberflotte ist dagegen erst im Aufbau begriffen, was die Möglichkeit überraschender Atombombenangriffe auf amerikanische Großstädte und Industriezentren nicht ausschließt. Die relativ geringe Stärke ihrer strategischen Luftflotte (ADD), die gegenwärtig über etwa 1000 viermotorige Flugzeuge vom Typ TU 4, einem der nordamerikanischen B 29 nachempfundenen Fernbomber, verfügen dürfte, reicht zur Ausbildung eines Stammes von Langstreckenfliegern aus und zwingt die USA zu gigantischen aktiven und passiven Luftschutzmaßnahmen auf dem amerikanischen Kontinent.

Die These von der absoluten Luftherrschaft hat sich nach den peinlichen und verlustreichen Erfahrungen mit den sowjetischen Düsenjägern MIG 15 in Korea als falsch erwiesen. Die Sowjets haben die nordamerikanische Luftrüstung in den Nachkriegsjahren nicht nur quantitativ weit überflügelt (5 : 1), sondern sie haben in ihren neuesten Konstruktionen mehrfach eine qualitative Überlegenheit erreicht, die den nordamerikanischen Konstrukteuren und Strategen ständig neue Probleme stellt.

Die Sowjets haben ebenfalls die Aufrüstung ihrer Satellitenstaaten vorangetrieben. Entsprechend ihrem strategischen Gesamtkonzept erhalten die Satelliten die Funktion eines Puffers im Falle eines feindlichen Angriffes und die Rolle eines vorgeschobenen Stellvertreters bei einer beabsichtigten Sowjetaggression. Im übrigen sind sie voneinander unabhängig und hinsichtlich ihrer Rüstung weitgehend Selbstversorger, so daß Moskau jeden dieser Trabanten für sich allein, alle zusammen oder ein Sortiment gegen Nahziele operieren lassen kann.

Wie in Korea braucht die Sowjetunion zunächst keinen einzigen Rotarmisten direkt einzusetzen. Sie kann an allen Ecken und Enden der von ihr beherrschten Erdhälfte lokale Konflikte inszenieren, die Kräfte ihres Gegners verzetteln und abnutzen, ohne dabei ihr eigenes Kerngebiet und Wehrpotential zu riskieren. Während im Fernen Osten das Gros von 400 Millionen Chinesen mit Gewehr bei Fuß die Strategie und Taktik der UN-Streitkräfte in Korea lähmt, sind über 60 sprungbereite Divisionen der osteuropäischen Satelliten bereits ein ständiges Hindernis für den Zusammenschluß Europas geworden. Für den Kriegsfall darf man sich keinen falschen Hoffnungen hingeben.

Die Sowjetunion beherrscht unmittelbar oder mittelbar drei Viertel der eurasischen Landmassen. Dieser gewaltige zusammenhängende Raum, den sie nach allen Seiten sorgfältig sichert und abschottet, ist ihre stärkste Waffe. Er kann weder eingekreist noch blockiert werden, obwohl die angelsächsische Politik und Strategie noch immer mit diesen überholten Vorstellungen aus den seligen Zeiten der Entente cordiale zu operieren beliebt.

Wer diesen Koloß treffen und sein System vernichten will, der muß ihn ins Herz treffen. Die Sowjets kennen ihre schwache Stelle und haben daher ihre militärische Elite von etwa 50 Zieldivisionen und eine Luftverteidigung von wenigstens 2000 modernsten Düsenjägern in dem gewaltigen Festungsdreieck zwischen Ufa—Tula—Saratow konzentriert. Oberbefehlshaber über diese riesige Zitadelle des sowjetischen Festungssystems ist gegenwärtig der befähigte Marschall Schukow, Sieger von Stalingrad und Eroberer Berlins, der

geniale Schöpfer der im zweiten Weltkrieg so erfolgreich angewandten russischen Überzange.

Während die Masse der sowjetischen Liniendivisionen den angreifenden Feind bereits in dem weiträumigen Glacis auffangen und in verlustreiche „Rückzugsgefechte“ verwickeln soll, ist den sehr beweglichen Eliteverbänden die Aufgabe zugedacht, durch blitzschnelle Ausfälle aus der Riesenzitadelle die feindlichen Armeen zu zersplittern, den Gegner zu verwirren und zu ermatten, bevor er überhaupt das unmittelbare Vorfeld erreicht hat. Eine von Moskau bis zum fernöstlichen Tschita reichende 5000 km lange und stellenweise bis zu 500 km breite „Verschieberampe“ beiderseits der ursprünglichen Linie der Transsibirischen Eisenbahn, an der gut verteilt und getarnt die wichtigsten Rüstungsindustrien, Kraftwerke und Flugstützpunkte liegen, bietet gleichzeitig die Möglichkeit, die Zitadelle gegen Angriffe aus dem europäischen wie aus dem asiatischen Raum zu sichern. Die dort konzentrierten Truppenmassen können ihrerseits zur Offensive sowohl gegen Europa und den Mittleren Osten, als auch gegen das alte und bisher nie erreichte Fernziel der russischen Expansion, Indien, vorgehen.

Dieser sowjetischen Großraumstrategie ist eine Großzügigkeit der Anlage wie eine oft stur erscheinende, aber stets konsequente Zielstrebigkeit in der Durchführung nicht abzusprechen. Verglichen mit dem ebenso kümmerlichen wie inkonsequenten System von Aushilfen der westlichen Strategie, müßte man sie um ihre militärischen Köpfe fast beneiden. Sie haben aus den Erfahrungen der beiden Weltkriege gelernt und die alte „Dampfwalze“ des ersten wie den „Wall-Mythos“ des zweiten Weltkrieges zum alten Eisen geworfen. Sie haben ihr Gewaltsystem so vervollkommnet, daß die Durchführung der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Pläne nach einem einzigen strategischen Konzept erfolgt und einem einzigen Ziele dient: der W e l t r e v o l u t i o n.

Was hat der Westen bisher diesem Gegner entgegenzustellen?

Die Bilanz, die General Eisenhower als Oberbefehlshaber der NATO-Streitkräfte am 1. April 1951 zog, offenbarte einen erheblichen Passivsaldo auf der westlichen Seite.

Die Westmächte verfügten damals zu Lande über 30 Divisionen, denen mindestens 175 Sowjetdivisionen, verstärkt durch 60 Divisionen der osteuropäischen Satelliten gegenüberstanden.

Ebenso ungünstig war das Verhältnis in der Luft. Die Westmächte hofften, bis Ende 1952 über 4000 moderne Frontflugzeuge zu verfügen, während die Luftstreitkräfte des Ostblocks auf mindestens 20 000 Flugzeuge geschätzt wurden.

Die westliche Überlegenheit zur See wurde durch sowjetische U-Boot-Flottillen von mindestens 300 modernen Schnorchel-Booten zumindest in Frage gestellt.

Ein effektiver Vorsprung bestand eigentlich nur in der Entwicklung von Atomwaffen, wobei allerdings deren Wirkung und sehr problematische Anwendung gegen den Ostblock nicht überschätzt werden darf. Inzwischen dürfte es den Sowjets möglich sein, Atombomben made in Russia auf die Hauptstädte des Westens oder auf die nordamerikanischen Millionenstädte zu werfen. Sie dürften im psychologisch richtigen Moment eine weit verheerendere Wirkung auf die Kriegsmoral des Westens haben, als die „Atomisierung" Moskaus und anderer russischer Städte auf die Moral des Ostens.

Die Atombombe wird allein ebensowenig den nächsten Krieg entscheiden wie die „reine Luftmacht". Atombombenmonopol und absolute Luftherrschaft sind inzwischen zu reichlich abgegriffenen Schlagwörtern degradiert, an die wir Europäer nach unseren bitteren Kriegserfahrungen nicht mehr glauben sollten. Die USA mußten diese Propagandaenten inzwischen wieder abwracken.

Nordamerikanischen Quellen zufolge waren Anfang 1952 über 72 Prozent aller Flugzeuge der US-Luftwaffe Typen aus dem zweiten Weltkrieg und für die Führung eines modernen Luftkrieges unbrauchbar. General Vandenberg, Nachkriegs-Generalstabschef der US-Luftwaffe, bezeichnete sogar 80 Prozent aller Flugzeuge als „ungeeignet".

Vor Beginn des Koreakrieges besaß die nordamerikanische Luftwaffe 8004 Kriegsflugzeuge aller Typen. Die Marine besaß weitere 4900 Flugzeuge. Davon gingen allein in Korea bis Anfang 1952 1200 Flugzeuge verloren. Im gleichen Zeitraum wurden 6500 Flugzeuge produziert. Sie reichten nicht aus, um die Verluste der be-

stehenden Verbände auf ihre Sollstärke aufzufüllen, geschweige neue Geschwader (es sind 143 geplant) aufzustellen oder die Luftwaffen der Atlantikpartner mit modernen Flugzeugen auszurüsten.

Im gleichen Zeitraum lieferte die sowjetische Luftfahrtindustrie, deren bisheriger Ausstoß auf jährlich über 12 000 Frontflugzeuge geschätzt wird und die stark im Hochlaufen begriffen ist, über 1000 Düsenjäger vom Typ MIG 15 an Rotchina und weitere 1500 Flugzeuge an die osteuropäischen Staaten.

Infolge der zahlreichen personellen und materiellen Engpässe in der nordamerikanischen Luftfahrtindustrie und erheblicher Streichungen ihres Budgets sah sich die Luftwaffenführung gezwungen, ihr ursprünglich 1954 abzuschließendes Aufrüstungsprogramm bis Ende 1956 zu verlängern. Bis dahin haben die Sowjets also Zeit, ihre Luftstreitkräfte auszubauen und vorbeugende oder aggressive Maßnahmen gegen einen etwa zu erwartenden Knockout-Schlag gegen ihre Zitadelle zu treffen.

Gewissermaßen als Ersatz für die utopische Atomisierung Sowjetrußlands im Kriegsfalle haben sich die mehr erdgebundenen und der Tradition des zweiten Weltkrieges verhafteten Strategen der Eisenhowerschule eine andere Methode ausgedacht, wie dem russischen Koloß beizukommen sei. Es ist die in Korea — und vordem in Italien — angewandte Taktik des sogenannten drilling: Das langsame Vorbohren einer hochentwickelten Kriegsmaschine, die ein Kritiker treffend als „Neuauflage der russischen Dampfwalze von Anno dazumal in Stromlinienform“ bezeichnet hat.

Die „fortschrittlichen“ westlichen Strategen bevorzugen also genau das, was die „russischen Hinterwäldler“ als überholt ansehen. Ja, sie verzichten dazu noch auf jede Originalität ihrer strategischen „Gedanken“ und gehen bei ihren zukünftigen Gegnern in die Abendschule. Was kann man von diesen Strategen erwarten?

Die Resultate ihrer Strategie wurden uns in Korea präsentiert: Verbrannte Erde, um- und umgepflügt. Zerstörungen, die durch keinen militärischen Erfolg wettgemacht wurden. Not und Elend der Landbevölkerung, die heute darauf wartet, von ihren demokratischen Beschützern wieder „befreit“ zu werden.

Das sind die direkten Folgen dieser Strategie. Ihre indirekten sind weitaus schwerwiegender und gefährlicher. Das drilling führt zu einem ungeheuerlichen Materialverschleiß und benötigt eine unerschöpfliche Nachschuborganisation. Schon jetzt haben die Nordamerikaner große Schwierigkeiten, ihren Miniaturdrilling in Korea zu versorgen. Diese Schwierigkeiten werden sich in geometrischer Progression vervielfachen, wenn sie tatsächlich den Versuch unternehmen sollten, dem russischen Koloß mit dieser Methode beizukommen. Dazu wären mindestens zwei Superdrillinge, von Europa und Asien aus — wenn nicht gar vier —, zusätzlich von der Arktis und vom Mittleren Osten aus, notwendig.

Während die Sowjets ihre Abwehr- und Angriffskräfte so organisieren, daß sie den letzten Mann mit der letzten Patrone auf der inneren Linie dem Feinde entgegenwerfen können, werden die Nordamerikaner mit ihrem bisherigen „Meisterplan" nicht einmal jeden zehnten Mann mit einem Bruchteil ihres Materials an den Feind bringen. Sie werden dafür einen Aufwand betreiben müssen, bei dem sich nicht nur ihr heute nur noch sprichwörtlicher Reichtum, sondern auch der letzte Rest ihrer verfassungsmäßig verbrieften Freiheiten „verdunisieren" wird.

Bevor sie in einem jahrelangen Abnutzungskriege den russischen Koloß durchbohrt hätten, könnten sie zur Abwechslung ja auch daheim vom Bolschewismus überwältigt werden. Ein amerikanischer Bolschewismus würde sich möglicherweise von seinem russischen Vorbild nur wie der „streamlined drilling" von der guten alten „Dampfwalze" unterscheiden. Seine Tourenzahl würde etwas höher liegen und das Tempo der Weltrevolution beschleunigen, um die Welt noch schneller und sicherer in den Abgrund des Chaos zu stürzen.

Unter dem Druck der von Jahr zu Jahr steigenden Rüstungslasten hat sich in den Vereinigten Staaten ein sozialer Strukturwandel vollzogen, der auch die besten Freunde dieses großen und arbeitsamen Volkes bedenklich stimmen muß.

Aus dem klassischen Land der Millionäre ist das Land der Steuerzahler geworden. Die Nivellierung des Einkommens und des Vermögens hat auch in den Vereinigten Staaten zu jener Gleichmacherei

geführt, die sich in allen zivilisierten Ländern lähmend auf den Unternehmungsgeist auswirkt und einer ungesunden „Übersozialisierung“ den Boden bereitet. Der schwindenden persönlichen Initiative steht die Zunahme an „Organisationen“ und „Verwaltung“ gegenüber. Zu Beginn des Jahres 1952 beschäftigte die „Truman-Administration“ über 6,8 Millionen Beamte und Angestellte. Das sind mehr als 10 Prozent aller Erwerbstätigen in den USA. Angesichts dieser bedrohlichen Entwicklung erklärte Eisenhower, daß „eine derartige Armee von Personen, die von unserem Staatssäckel abhängt, für unsere Regierungsform weitaus gefährlicher ist als jede äußere Gefahr, die uns möglicherweise bedrohen kann“. Es sind aber nicht nur diese Beamten und Staatsangestellten zu unterhalten, sondern weitere 20 Millionen Veteranen und 15 Millionen Rentenempfänger zu versorgen.

Seit Beendigung des zweiten Weltkrieges bis zum Ende des laufenden Haushaltsjahres am 30. Juni 1953 werden die USA rund 400 Billionen Dollar für Staatshaushalt und Wiederaufrüstung ausgegeben haben. Das sind 233 Billionen mehr, als sie in den ersten 151 Jahren ihrer Geschichte, von 1789 bis 1940, verbraucht haben, und in diesem Zeitraum haben sie immerhin fünf Kriege geführt: Den Krieg von 1812 gegen England, den Sezessionskrieg, den mexikanischen Krieg, den Krieg gegen Spanien und den ersten Weltkrieg.

Diese lawinenartige Entwicklung läßt General MacArthurs Warnung als berechtigt erscheinen, daß „... sie uns mit bedrohlicher Gewißheit zu einem kommunistischen Staate führen, als ob die Männer im Kreml selber unseren Kurs festgelegt hätten“.

Nicht alle haben die Folgen der gegenwärtigen US-Politik und Strategie so klar erkannt. In Amerika sind die Köpfe infolge der Präsidentenwahlen noch verwirrter geworden. Zuviel wird in Europa für bare Münze genommen. Um so größer wird die Enttäuschung über nichterfüllte Versprechungen und Hoffnungen sein, wenn man aus seinem Wolkenkuckucksheim auf den harten Boden der Tatsachen fällt.

Frankreich, das als Festlandsdegen auf dem Kontinent die große Hoffnung der amerikanischen Strategen war, hat seine Rüstung

stark vernachlässigt. Seine Rüstungsindustrie ist desorganisiert und veraltet. Trotzdem verbraucht Frankreich für die Herstellung und Instandhaltung seines alten Eisens jährlich 800 Millionen Franken. Das ist etwa ein Viertel des gesamten Staatsbudgets. Der vorzugsweise mit deutschen Fallschirmjägern, SS-Männern und anderen Fremdenlegionären geführte Krieg in Indochina kostet Frankreich jährlich 350 Millionen Franken, oder nahezu die Hälfte seines Wehretats. Was übrigbleibt, wird zur Renovierung der vorsintflutlichen Maginotlinie verwendet.

Die mangelnde Kampfmoral der Franzosen veranlaßte die Regierung, vorsichtige Fühler nach Osten auszustrecken, denn, wie Präsident Auriol erklärte, ist man in Paris durchaus bereit, „auch mit anderen Regierungssystemen“ zusammenzuarbeiten. Angst hat man anscheinend nur vor den Deutschen und der eigenen Courage.

Die Beneluxländchen dürften im Kriegsfalle den Sowjetpanzern und Jagdbombern keinen ernsthafteren Widerstand entgegensetzen, als den deutschen Panzern und Bomben am 10. Mai 1940. Über den Ausbildungsstand der Holländer war selbst der leicht zu begeisternde General Eisenhower verbiestert.

Übrig bleibt England, das seiner „globalen“ Interessen wegen mit Rotchina einen schwunghaften Handel betreibt, während seine Tommies in Korea auf die Roten scharf schießen. Dieses England, das noch im letzten Kriege seine alte Freiheit mit echt britischer Zähigkeit verteidigte, hatte die gleiche Freiheit um ein mit sozialistischen Phrasen beschmiertes Butterbrot verschachert und steht vor dem wirtschaftlichen Ruin. Besorgt erklärte Churchill im Jahre 1949, daß Großbritannien alle seine Kraft benötige, um diesen Bergrutsch (downhill slide) zu stoppen: „Denn ich muß befürchten, daß die Doktrin und Politik der sozialistischen Regierung den lebendigen, schöpferischen Impuls in unserem nationalen Leben bereits zerstört haben oder dabei sind, ihn schleunigst zu zerstören. Alles, was sie auch planen und anordnen mögen — und sich bemühen, es durchzusetzen —, ist dafür kein Ersatz. Sie haben den Urquell zerstört.“

Es ist England unter der Labourregierung nicht möglich gewesen, seine schweren Kriegsschäden notdürftig auszubessern, geschweige

seine überholungsreife Industrie zu modernisieren. Unzureichend mechanisiert, mit veralteten Maschinen ausgerüstet, verfügt der britische Arbeiter nur über die Hälfte der Produktionskapazität seines nordamerikanischen Kollegen. Diese geringe englische Produktivität hatte zunächst zu einem Absinken der für den bloßen Lebensunterhalt der Inselbevölkerung notwendigen Exporte und damit zu einer Nivellierung des britischen Lebensstandards geführt, der unter dem der entbehrungsreichen Kriegsjahre lag.

Die britische Bevölkerung, deren Jahreseinkommen bereits zu vierzig Prozent weggesteuert wurde, konnte die Kosten der Wiederaufrüstung nicht mehr aus eigener Kraft bestreiten. Großbritannien, dessen Wirtschaft nur durch wiederholte Dollarspritzen noch am Leben gehalten wurde, mußte weitere Anleihen für seine Rüstung aufnehmen. Ihr Ergebnis hat die Amerikaner jedoch nicht befriedigt.

Auch Englands Rüstung ist veraltet, abgesehen von dem Zopf, den der konservative britische General- und Admiralstab in seinen strategischen und taktischen Auffassungen zur Schau trägt. Darüber dürfen auch Meldungen von englischen Atomversuchen und Prototypen modernster Düsenjäger nicht täuschen. Hinter den Kulissen ist auch in England wenig da.

Die tatsächliche Aufrüstung der Atlantikstreitkräfte ist also weit weniger, als in den Monatsberichten ihres Pariser Hauptquartiers ausgewiesen wird.

Der östlichen Konzentration auf das ideologische Ziel der Weltrevolution hat der Westen tausenderlei nebensächliche Interessen, die seinen Blick trüben und seine Kräfte zersplittern, übergeordnet. Diese allgemeine Konfusion wirkt sich stark auf die strategische Planung aus. Heute kann der Westen dem Osten nicht mehr die gleiche Quantität an Menschen und Waffen entgegenstellen. Es wäre sogar sträflich, es zu tun. General Gruenther, der hochbefähigte Generalstabschef der NATO, sagte in seinem Rechenschaftsbericht vor dem amerikanischen Kongreß sehr richtig, daß der Krieg allein schon vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt verloren ginge, „wenn man Rußland und seiner Drohung Division für Division und Flugzeug für Flugzeug gegenüberstellen würde".

Aus dieser richtigen Erkenntnis wurden bisher keine entscheidenden Folgerungen gezogen. Das Schwergewicht der westlichen Aufrüstung ist nicht auf die Qualität verlegt worden. Heute sind viele Waffen des Ostens unseren Waffen qualitativ gleichwertig oder sogar überlegen. Und im Westen herrscht weiterhin die allgemeine Planlosigkeit. Also weder Qualität noch Quantität.

Es ist allerhöchste Zeit, daß wir die Stärke der Sowjets richtig einschätzen und unseren Willen zur Verteidigung des Abendlandes in die Tat umsetzen. Für Nordamerika wird eine schwere innere und äußere Krise unvermeidlich sein, wenn es fortfährt, seine Gesundheit und Kraft für utopische Ziele zu untergraben.

Wir Europäer müssen auf alles gefaßt sein. Wir müssen unsere eigenen Kräfte mobilisieren und dürfen uns nicht fürchten, die Freiheit Europas gegen jedermann, der sie bedroht, zu verteidigen.

Die Verteidigung Europas

Die Verteidigung Europas darf sich nicht auf den spärlichen Rest zwischen Elbe und Atlantik beschränken. Europa ist mehr als nur ein geographischer Begriff. Ein flüchtiger Blick auf die Weltkarte genügt nicht, um die Größe der Aufgabe zu erkennen. Dort erscheint uns Europa zu leicht wie der Wurmfortsatz Asiens oder als amerikanischer Brückenkopf.

Die übrige Welt hat sich jedoch schon so sehr an dieses verzerrte Europabild gewöhnt, daß sogar unsere europäischen Politiker und Militärs die Washingtoner und Moskauer Perspektive in ihre Pläne übernommen haben. Bei der ja nur scheinbaren Winzigkeit des strittigen Objekts setzen sie die Einheit einfach voraus: Die Fiktion des „Plan-Europa" an Stelle des „Pan-Europa". Es scheint ein Kennzeichen der augenblicklichen Politik und Strategie zu sein, mit fiktiven Begriffen in luftleeren Räumen zu operieren, anstatt sich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen.

„Wir sprechen von Westeuropa, als sei dies ein einziges Land. Es ist nichts dergleichen, und die Anstrengungen, die in dieser Richtung unternommen worden sind, waren bis jetzt völlig umsonst." Mit dieser scharfen Kritik an der Europapolitik des Statedepartments und der Strategie des Pentagons kennzeichnete Mister Taft den Kern des Übels: Die Fiktion eines politisch geeinten Europas und einer schlagkräftigen Europa-Armee. In achtmonatigen Verhandlungen, die mit einer an sturen Eigensinn grenzenden Hartnäckigkeit geführt wurden, hat die Regierung Truman gegen den Widerstand ihres eigenen und aller westeuropäischen Völker ein Vertragswerk zustande gebracht, das die dringend notwendigen Vorbereitungen einer Verteidigung Europas endgültig in die nordamerikanische Sackgasse getrieben hat.

Sie mag diesen Vertrag als einen Erfolg der nordamerikanischen Hausmachtpolitik in Europa bezeichnen, mehr darf man von ihm

aber nicht erwarten. Die zusammengewürfelte Europa-Armee, wie sie nun vorgesehen ist, kann bestenfalls ein europäisch armierter Festlandsdegen Amerikas sein. Sie kann nicht unseren Kontinent verteidigen. Ihre Erfinder mußten nach ihren bitteren Erfahrungen in Korea endlich einsehen, daß sie aus eigener Kraft ihre weitgesteckten strategischen und wirtschaftlichen Ziele nicht erreichen und ihre außenpolitischen Verpflichtungen — die „freie" Welt vor kommunistischen Aggressionen zu schützen — nicht erfüllen können. Die amtlichen nordamerikanischen Kommentare sind vor allem ein Eingeständnis dieser Schwäche der USA — nicht etwa Europas —, welches im Ernstfall bereits am vierten Tage aufgegeben werden sollte.

Tatsächlich kann Europa nicht von Amerika verteidigt werden, weder mit noch ohne Europa-Armee, und auch nicht mit einer strategischen Luftflotte von globaler Reichweite, wie sie Taft oder Luftmachttheoretiker Seversky empfahlen. Eine solche Aufgabe überschreitet bei weitem die Kräfte Nordamerikas.

Europa muß sich selbst verteidigen! Es darf sich dabei nicht auf fremde Hilfe verlassen, und es darf auch seine erstgeborene Freiheit nicht für ein Linsengericht verkaufen. Wir haben daheim ein altes Sprichwort, das sagt: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!" Ein ohnmächtiges Europa bleibt der Willkür der beiden Weltmächte ausgeliefert und stellt dadurch eine ernsthafte Bedrohung des Weltfriedens dar. Da es sich für die Europäer aber nicht darum handeln kann, amerikanische Interessen in Europa zu verteidigen, sondern nur darum, sich selbst zu verteidigen, müssen sie sich zunächst fragen, wie dieses durchzuführen ist. Vor allem muß eine Strategie, deren Ziel eine Verteidigung Europas ist, mit den vorhandenen Kräften und Mitteln, wie mit den politischen und geographischen Gegebenheiten Europas rechnen. Das setzt freilich eine geistige Neuorientierung aller Politiker und Militärs voraus, deren Patentlösung die außereuropäische Waffenhilfe ist.

Wer Europa verteidigen will, muß sein Wesen verteidigen. Er muß seine Vielfalt und damit die Besonderheit und den kulturellen Reichtum jedes seiner Völker verteidigen. Er muß wissen, was Europa für die übrige Welt bedeutet hat und noch bedeuten wird.

Es ist mehr als nur das Zünglein an der Waage in diesem unseligen Streit zwischen Ost und West. Irgendwie ist man sich dessen auch in Washington und Moskau bewußt. Weder in Rußlands Steppen noch auf den Kurstabellen der Wallstreet wird sich das künftige Geschick der Welt entscheiden, sondern wiederum in Europa.

Es geht in diesem Kampfe letzten Endes nicht um die totale Weltherrschaft eines der beiden sich befehdenden Weltmachtblöcke, sondern einzig und allein um das Prinzip der Freiheit, zu dessen Verteidigung wir aufgerufen sind. Es geht nicht darum, ob die Welt von morgen kapitalistisch oder sozialistisch organisiert wird, sondern darum, ob auf ihr noch freie Menschen ihrer selbst würdig schaffen und leben können. Es geht nicht um die Verteidigung der abendländischen Kultur unter den Glasvitrinen irgendeines Museums in der Neuen Welt, sondern es geht ganz einfach darum, daß auch in Zukunft gottbegnadete Künstler, Wissenschaftler und Gelehrte ihren Ideen in Freiheit Ausdruck und Gestalt verleihen und neue Werke und Werte schaffen. Es geht nicht nur um die Bewahrung, sondern um den lebendigen Fortbestand der abendländischen Kultur. Es geht nicht um die Sicherheit, sondern um die Freiheit des abendländischen Menschen, weil die Freiheit seit je sein ureigenstes und notwendigstes Lebenselement ist, wichtiger vielleicht als das tägliche Brot. Drei Gefahren bedrohen im heutigen Europa diese Freiheit:

Vom Osten überrannt zu werden.

In völlige Abhängigkeit Amerikas zu geraten.

Die fortwirkenden Sünden unserer Väter wider die Freiheit und Gerechtigkeit und damit wider die lebendige Gemeinschaft der europäischen Völker zu begehen.

Die Gefahr aus dem Osten hat äußerst bedrohliche Formen angenommen. Ohne diese furchtbare Drohung abschwächen zu wollen, hat es in unserer mehr als zweitausendjährigen Geschichte diesen Druck aus dem Osten schon immer gegeben. Er hat den vorzeitigen Untergang des Abendlandes nicht herbeiführen können. Im Rückblick will es mir sogar scheinen, daß Europa durch diese Gefahr, die für Jahrhunderte und Generationen seiner Menschen so wirklich war wie die Luft, die sie atmeten, starke belebende Impulse erhalten hat.

Gerade die ständige Auseinandersetzung mit dem Osten hat das besondere Wesen Europas geprägt. Auch der gegenwärtige Kampf mit dem Bolschewismus hat wiederum alle guten Geister Europas auf den Plan gerufen und es bis in den letzten Winkel aus seiner Gleichgültigkeit wachgerüttelt. Europa ist dabei, den Bolschewismus geistig zu überwinden und damit der Gefahr aus dem Osten seinen Giftstachel zu nehmen. Beginnend mit einer Wiederbelebung der alten christlichen Glaubensinhalte im Volke, macht sich in Europa ein sich täglich versteifender Widerstandswille bemerkbar. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Sowjets, dem Wege des geringsten Widerstandes folgend, ihre besondere Aufmerksamkeit der Bolschewisierung Asiens zuwenden.

Dort sind sie auch prompt auf ebenfalls sehr massive, vorwiegend materielle Interessen der Nordamerikaner gestoßen. Aus dem Konflikt der beiden großen Imperialismen erwuchs die zweite äußere Gefahr für Europa: In Abhängigkeit von Nordamerika zu geraten.

Allein die dritte und tödlichste Gefahr wirkt in uns selber wie ein schleichendes Gift: Die Zwietracht, an der wir alle leiden und die als das eigentliche europäische Erbübel erscheint. Weder Rußland noch Amerika wäre es möglich gewesen, uns so zu Fall zu bringen und aus unserer zentralen Weltstellung zu vertreiben, wie sie es in zwei selbstmörderischen Weltkriegen vermochten. Wir haben uns selber zum Spielball europafremder Mächte degradiert und müssen nun danach streben, mit blauem Auge davonzukommen. Wir werden das nicht erreichen, wenn wir uns einer der fremden Parteien mit Haut und Haaren verschreiben, sondern nur, wenn wir eine achtbare Position beziehen.

Die Überwindung des europäischen Bruderzwistes und Krähwinkelhorizontes ist der allererste Schritt zur Verteidigung unseres alten Kontinents. Dieser Schritt kann nur freiwillig und nicht unter äußerem Zwang erfolgen. Die Europäer müssen einsehen, daß sie gemeinsam in der morschen Arche des weißen Mannes segeln. Sie müssen jenes bohrende Mißtrauen überwinden, welches in den amerikanischen Vormundschaftsverhandlungen zur Europa-Armee wiederum zutage trat.

Die Versuchungen, in die heute die Europäer fallen könnten, sind, gemessen an den drohenden außereuropäischen Gefahren, geringfügig geworden. Ihrem „Willen zur Macht“ sind natürliche Grenzen gesetzt. Europa ist zu klein geworden und zu dicht bevölkert, als daß die Deutschen sich noch etwas von den Franzosen oder die Franzosen von den Deutschen holen könnten, was einen innereuropäischen Krieg rechtfertigen oder gar lohnen würde. Vielmehr können sie ihre oft gleichgearteten Sorgen und Nöte nur durch gemeinsame Hilfe und gutnachbarliche Zusammenarbeit erleichtern, wie es der Schuman-Plan ursprünglich auch bezweckte. Für alle europäischen Staaten gilt aber heute mehr denn je das Bismarckwort: „In welcher Richtung immer wir uns an unseren Grenzen wenden würden, wäre jeder Gewinn ein Verlust und jeder Zuwachs eine Schwäche.“ Ob Frankreich etwa mit dem deutschen Saargebiet reicher und glücklicher wird, erscheint im Rahmen einer europäischen Wirtschafts- und Zollunion sehr fraglich.

Der alte Kampf um die Vormachtstellung in Europa ist sinnlos geworden, weil keine europäische Nation die geringste Aussicht hat, von Europa aus die übrige Welt zu beherrschen. So besteht eigentlich kein triftiger Grund mehr, der verhängnisvollen napoleonischen Tradition weiterhin zu folgen. Andererseits kann ohne Europa, dessen strategische Lage wie sein biologisches und industrielles Potential immer noch bedeutend, wenn nicht ausschlaggebend sind, keine der beiden Weltmächte die totale Weltherrschaft erreichen. Daher sollten sich die Europäer beizeiten fragen, ob ihnen dieses Ziel „die Knochen eines märkischen Musketiers“ wert ist. Sie dürfen sich in ihren Entscheidungen weder durch sowjetische Drohungen noch durch eine vielleicht sogar gut gemeinte Bevormundung des reichen Onkels aus Amerika aus ihrem europäischen Konzept bringen lassen. Sie müssen endlich die Freiheit des Handelns zurückgewinnen und aufhören, wie ein Verein stellungsloser Musiker zu den Noten fremder und dazu noch außereuropäischer Mächte ins Horn zu stoßen. Sie sollten sich Fürst Bismarcks staatsmännische Weisheit zu eigen machen, der in einer ähnlichen Situation erklärte: „Wir müssen bei den Russen — (und heute auch bei den Amerikanern) —, wenn wir in Freundschaft mit ihnen leben wollen, den Eindruck machen, daß

wir ohne sie bestehen können, sie nicht brauchen und nicht fürchten, nichts von ihnen begehren und uns auch ohne sie jeder Eventualität gewachsen fühlen."

Gegen diese bewährten Grundsätze haben die Europäer oft und schwer verstoßen. Sie haben sich das Vertrauen der Nordamerikaner weitgehend verscherzt, und der Europa-Armee-Vertrag ist beileibe kein Blankoscheck auf amerikanische Waffenhilfe. Zugleich aber haben sie das Mißtrauen der Sowjets herausgefordert, die ein amerikanisch bevormundetes Europa als ernsthafte Bedrohung betrachten müssen. Die Situation, in die unsere alten Staatsmänner das wracke Europa hineinlaviert haben, ist durchaus nicht so günstig und ungefährlich, wie sie uns das weismachen wollen. Der einzige Ausweg, der Europa aus dieser Zwickmühle zwischen den USA und der UdSSR bleibt, ist eine starke bewaffnete S e l b s t ä n d i g k e i t.

Die Selbständigkeit muß bewaffnet sein, weil ein wehrloses Europa beide hochgerüsteten Rivalen anreizen würde, es einfach ihrer Machtsphäre einzuverleiben. Die Bewaffnung muß neutralisiert werden, damit Europa sich notfalls außerhalb der kollektiven Sicherheitspakte und Bündnissysteme verteidigen kann.

Die bewaffnete Selbständigkeit, zu der sich Schweden, die Schweiz und Spanien bekennen, muß auch von den übrigen europäischen Staaten im Rahmen eines Schutz- und Trutzbündnisses erstrebt werden. Letzthin werden die Nordamerikaner ein bewaffnetes selbständiges Europa nur begrüßen können, da es sie zukünftiger Verpflichtungen und drückender materieller Lasten entbindet und ein wirkliches Bollwerk gegen den Bolschewismus darstellt. Die Sowjets aber brauchen einen Angriff Amerikas via Europa nicht mehr zu befürchten.

Das wäre europäische Politik, ohne die alle militärischen Operationspläne und Anstrengungen zur Verteidigung des Kontinents nutzlos sind. Sie würde dem sowjetischen Vordringen in Europa endlich Einhalt gebieten, weil sie im Gegensatz zu der heute befolgten Politik nicht provokativ wirkt und dem Kreml keine billigen Gründe gibt, den Amerikanern in Europa durch einen Präventivkrieg zuvorzukommen. Zugleich wäre sie die einzige Antwort auf Mister

Tafts „Außenpolitik der Amerikaner", in der er seinen Landsleuten eindringlich empfahl, sich in Europa weniger als bisher zu engagieren. So könnten Amerikaner und Europäer bestimmt gute Freunde bleiben oder sogar noch bessere Freunde werden, die sich gegenseitig helfen.

Sollten die europäischen Staatsmänner endlich erkennen, daß sie mehr der eigenen Kraft als der fremden Dollarhilfe vertrauen müssen, dann wird auch der Weg zu einer echten Vereinigung der europäischen Staaten, sogar auf militärischem Gebiet, geebnet sein. Wenn die Franzosen begreifen, daß es vom Rhein nur wenige russische Flugminuten und Panzerstunden nach Paris sind, und die Briten die strategische Bedeutung der deutschen Nordseeküste für ihre eigene Inselsicherheit erkennen, dann werden sie ein wirkliches Interesse an einem wehrhaften Deutschland finden. Dann werden sie diesen Bundesgenossen auch schätzen, anstatt den von den USA protegierten deutschen Divisiönchen der Europa-Armee mit unverhohlenem Mißtrauen zu begegnen. Diese Einsicht wird gewiß morgen noch nicht vorhanden sein, hoffentlich jedoch lange bevor die ersten Sowjetpanzer über die Elbe westwärts rollen und die ersten Atombomben made in USA uns von dem Rest unseres kulturellen Erbes „befreien". Dann dürfte es allerdings endgültig zu spät für eine Verteidigung Europas sein. Ich möchte nicht in der Haut derjenigen stecken, die dann in Bonn, Paris und London sehnsüchtig auf die „garantierte" transozeanische Waffenhilfe warten, während die russischen Panzerarmeen ungehindert zum Atlantik rollen und der rote Mob die Straße beherrscht.

Dieser Fall ist nicht etwa meiner eigenen Phantasie entsprungen, sondern er ist in den Operationsplänen Washingtons und Moskaus vorgesehen. Er ist also nicht nur zu befürchten, sondern es ist fest mit ihm zu rechnen, weil man im Kriege auf den ungünstigsten Fall gefaßt sein muß. Je früher sich Westeuropa daher auf sich selbst stellt und auf seine eigene Kraft besinnt, um so besser wird es um seine Verteidigung bestellt sein.

Wir müssen uns zunächst mit den in Westeuropa verbliebenen Menschen und Mitteln behelfen. Nach vorsichtiger Schätzung sind es immerhin 220 Millionen Menschen. Dabei kommen uns die

moderne Wissenschaft und Technik zu Hilfe, die noch immer ihre starken Quellen in Westeuropa besitzen, was die freiwillige und zwangsweise Verpflichtung zahlreicher Kapazitäten für die nordamerikanische und sowjetische Rüstung zur Genüge beweist. Es ist möglich, unsere eigenen Kräfte mittels unserer Wissenschaft und Technik zu vervielfachen und der rohen Gewalt organisierter Massen überlegen gerüstete Einzelkämpfer und Kampfverbände entgegenzustellen.

Die Massenkriegsführung war bereits im zweiten Weltkrieg überholt.Daß sie trotzdem sein totales Unwesen noch bestimmen und ihn gewinnen konnte, spricht durchaus nicht für jene Generäle, die sich heute noch etwas auf ihre „Kriegskunst" einbilden und entsprechende Sitze und Stimmen im Kriegsrat der Völker beanspruchen. Es war gewiß keine Kunst, in jahrelangen Luftangriffen Millionenstädte umzupflügen, ganze Länder zu verwüsten, hunderttausende wehrloser Menschen sinnlos zu töten und Millionen besitz- und heimatlos zu machen, nur um einen Krieg zu gewinnen — den Frieden aber desto sicherer zu verlieren. Das hätte schneller, besser und billiger erreicht werden können, wenn sich die verantwortlichen Militärs nur Gedanken gemacht hätten, wo die Achillesfersen des Feindes lagen. Durch konzentrierte Angriffe auf die Engpaßindustrien — wie wir sie leider erst gegen Kriegsende im Unternehmen „Eisenhammer" gegen die sowjetischen Großkraftwerke planten — hätte die Widerstandskraft der damaligen Gegner erheblich schneller gelähmt werden können.

Der deutschen Führung ist zum Verhängnis geworden, daß sie ihre Möglichkeiten, das feindliche Kräftepotential qualitativ zu überwinden, nicht rechtzeitig und konsequent erkannte. Bei der Gegenseite war es nicht anders bestellt. Wenn der Nordamerikaner Hemingway wohl absichtlich übertreibt, daß Feldmarschall Montgomery kein großer General war, weil er nur kämpfte, „wenn die Chancen 15 zu 2 standen", so hat er mit seiner Kritik der alliierten Kriegsführung ins Schwarze getroffen. Dieses günstige Zahlenverhältnis wird der Westen nie wieder erreichen.

Westeuropa kann sich in seiner Aufrüstung keine fundamentalen Fehler erlauben, die in einem neuen Kriege verheerende Folgen

haben würden. Wir müssen daher mit jener verhängnisvollen „Weltkriegstradition“ brechen, in der noch die meisten Militärs verharren, weil sie meinen — wie es Marschall Foch schon rügte —, daß sich der nächste Krieg immer aus dem letzten „entwickeln“ würde. So haben sie, um nur ein bekanntes Beispiel zu nennen, im ersten Weltkrieg bei Langemarck in einem dichtmassierten Infanterieangriff wie Anno 1870/71 die Blüte der deutschen akademischen Jugend sinnlos geopfert. Was militärischer Unverstand verbrochen, wurde dann zum Heldenepos „mit dem Deutschlandlied auf den Lippen“ erkoren. Aus den Schützengräben aber „entwickelten“ sich die Maginotlinien und Atlantikwälle. Schneller als sie gebaut waren, zerbrach ihr Mythos einer umfriedeten Sicherheit unter Fliegerbomben, Hohlladungen und Panzergranaten.

Mit den alten Mitteln und Methoden werden wir auch diesmal keinen Erfolg, geschweige denn ein freies Europa gewinnen, und erst recht nicht mit jenen alten Herren, deren militärische Erfahrungen in Ehren vergilbt sind wie der Lorbeer ihrer Heldentaten. Sie mögen den Wehrwillen und die Tradition in den Soldatenbünden und Kriegervereinen versorgungsberechtigter Wehrmachtsangehöriger pflegen. Sie sollten aber von der Aufrüstung zur Verteidigung Europas ihre Hände lassen, wenn sie dem Althergebrachten zu sehr verhaftet und innerlich zu alt sind, um sich radikal umzustellen.

Die Aufrüstung Europas kann nicht aus dem Alten abgeleitet werden, weil das heutige Europa auch nicht mehr das „alte“ ist. Es muß mit dem Alten und seiner so verhängnisvollen Entwicklung brechen, wenn es den nächsten Sturm durchstehen und überleben will.

Europas gegenwärtige Not kann sich dabei als Tugend erweisen, denn Not macht bekanntlich erfinderisch. An Erfindern, an hervorragenden Technikern und hochqualifizierten Arbeitern hat es uns nie gefehlt. Man muß ihnen nur die Freiheit zur Erfüllung ihrer schöpferischen Aufgaben zurückgeben und sie nicht mit bürokratischen Formalitäten und utopischen Planziffern behindern.

Jeder Übereifer, jedes sture Schema wie jede unnötige Zentralisierung der europäischen Aufrüstung ist vom Übel, weil dadurch die nationalen und persönlichen Talente gehemmt und die private

Initiative eingeschüchtert werden. Nur mit frei schaffenden Menschen und Völkern ist die große europäische Aufgabe in der noch verbleibenden Galgenfrist zu meistern. Daher darf Europa weder eine Vogel-Strauß-Politik betreiben noch es darauf ankommen lassen, seine alte Freiheit erst in einem neuen Kriege wiederzugewinnen. Diese Freiheit muß die notwendige Voraussetzung einer moralischen und militärischen Aufrüstung sein. Daher sollten die Rüstungsindustrien der Hoheit ihrer Staaten unterstellt bleiben. Jede Auflösung der bestehenden Bindungen mit den einzelnen Volkswirtschaften ist zu vermeiden. Die Gesamtleistung der nationalen Industrien ist dagegen mittels einer europäischen Koordinierung der Rohstoffbeschaffung, der Produktions- und Arbeitsteilung und einem Erfahrungs- und Patentaustausch zu fördern. Nur die besten Waffen und Kriegsgeräte sind im Ernstfalle imstande, einem Gegner, der in Massen auftreten wird, vor den Toren Europas Halt zu gebieten und dem Kontinent ausreichenden Schutz zu gewähren.

Bisher war die militärische Rüstung vielfach ein unbequemes und rückständiges Anhängsel der zivilen Produktion. Sie sollte zu ihrem Schrittmacher werden, indem die oft unproduktiv verpulverten Rüstungsfonds von Staats wegen den besten Forschungs- und Entwicklungsabteilungen der kontrollierten Privatindustrie gegeben würden. Tatsächlich hat die Zerreißprobe des modernen Krieges den technischen Fortschritt auf allen Gebieten unheimlich vorangetrieben. Waffen und Kriegsgeräte müssen dem neuesten Stande der Wissenschaft und Technik entsprechen, die in den einzelnen Ländern unseres kleinen Kontinents noch ein sehr unterschiedliches Niveau haben. Der natürliche Wettbewerb ist mehr und mehr von der Quantität auf die Qualität zu verlagern.

Die Friedenszeiten sind vorbei, in denen Waffen und Munition in staatlichen Arsenalen in genügender Menge für den Kriegsfall aufgestapelt wurden. Die wissenschaftlich-technische Entwicklung hat eine derartige Beschleunigung erfahren, daß „Wunderwaffen“, die heute noch als der letzte Schrei angepriesen werden, morgen schon zum alten Eisen gehören. Eine sorgfältige Abstimmung zwischen Entwicklung und Produktion wird ausschlaggebend für den jeweiligen Rüstungsstand sein. Ebensowenig wie einzelne Modellstücke von

Wunderwaffen einen zukünftigen Krieg entscheiden werden, ebensosehr ist die Massenproduktion als Patentlösung der Rüstungsindustrie überholt. Damit wird auch die besonders im Luftkriege verhängnisvolle Tendenz der Industrie zum Großbetrieb gemildert, die Bildung neuer Rüstungszentren mit ihren unerwünschten Massensiedlungen verhindert und eine größere Stabilität der gesamten Volkswirtschaft erreicht.

Eine quantitative Rüstungsbeschränkung zur Erhöhung der Qualität des Kriegsmaterials und damit der Schlagkraft der Truppe wird auch dem Militarismus das Wasser abgraben. Präzisionswaffen und modernes Kriegsgerät können nicht mehr von jedermann, sondern nur von besonders geeigneten und technisch ausgebildeten Soldaten gehandhabt werden. Die allgemeine Wehrpflicht alter Art erübrigt sich in Zukunft dank der fehlenden Masse narrensicherer Schießprügel und wird durch den gesteigerten Bedarf der Industrie an hochwertigen Facharbeitern einfach unmöglich gemacht. Entweder verfügt die zu Höchstleistungen verpflichtete Industrie über ausreichendes vorgebildetes Personal und technischen Nachwuchs oder sie wird wie bereits im letzten Kriege gezwungen, mit Frauen, Kindern, Greisen und Ausländern narrensichere Waffen für bewaffnete Narren en masse zu produzieren — wenn es überhaupt noch dazu kommt. Das Ende Europas, der Untergang des Abendlandes, wäre damit besiegelt.

In diesem Zusammenhang erscheint es auch bedenklich, wenn zwei industriell unentwickelte und sozial rückständige Staaten wie Spanien und die Türkei unter gewissen Bedingungen je zwei Millionen Mann zur Verteidigung Europas anbieten. Ich bin weit davon entfernt, die sprichwörtliche Tapferkeit der Spanier und Türken zu unterschätzen. Tatsächlich sind sie die berufenen Wächter an den Toren des Mittelmeeres und damit die Beschützer der weichen Südflanke Europas. Bei genauerer Betrachtung ist aber festzustellen, daß noch nicht einmal die achtundvierzig Divisionen, über die Generalissimus Franco im Augenblick verfügt, in absehbarer Zeit modern bewaffnet und ausgebildet werden können, geschweige hundert Divisionen. Franco ist gar nicht in der Lage, diesem ihm bekannten Übel aus eigenen Mitteln abzuhelfen, da die spanische Industrie noch immer zu den

rückständigsten in Europa zählt und unter akutem Rohstoffmangel leidet.

Spaniens effektiver Verteidigungsbeitrag wäre größer, wenn es seine bestehende Streitmacht reduzieren, dafür aber modern bewaffnen und ausbilden würde. Bei den Türken liegen die Verhältnisse ähnlich. Wer soll denn zweimal zwei Millionen tapferer Türken und Spanier bewaffnen, bekleiden, ernähren und unterhalten? Wer soll sie im Krieg mit Nachschub versorgen? Allein die Türkei benötigt nach den bescheidenen Voranschlägen ihrer Generalstäbler monatlich mindestens 500 000 Tonnen Kriegsmaterial bekannter Art. Rommels Afrikakorps hat im letzten Kriege in seinen besten Tagen kaum den zehnten Teil erhalten. Wer stellt die gigantische Transportflotte von ständig über einer Million BRT, um diesen Nachschub allein für die Türkei solange aufrechtzuerhalten, bis die Landverbindungen gesichert sind?

Da die Nordamerikaner diese Frage bisher nicht beantworten konnten, haben sie der Türkei eine Art bewaffneter Selbständigkeit zugestanden. Für die Türkei, und damit für Europa, wäre es besser, wenn nur ein Teil der geplanten Zwei-Millionen-Mann-Armee modern bewaffnet und der Rest nach Hause geschickt würde, um die Äcker zu bestellen, eine landeseigene Industrie aufzubauen, das Verkehrsnetz zu verbessern und andere für die Verteidigung nützliche Dinge zu tun, als verrostete Bajonette blank zu putzen und amerikanische Surplus-Panzer instand zu halten. Der Türkei könnte von Westeuropa viel geholfen werden, das alles Interesse haben muß, an seiner Südostflanke einen wirtschaftlich gesunden und starken Staat zum Verbündeten zu haben.

Was für Spanien und die Türkei gilt, sollte für alle westeuropäischen Staaten und vor allem für Deutschland gelten. Deutschland ist trotz seiner erstaunlichen Produktivität ein armes Land geworden. Es kann sich daher keinen fahrlässigen Raubbau an seinen biologischen und materiellen Kräften für längere Zeit erlauben, wie es eine allgemeine Wehrpflicht und Rüstung alter Art darstellen würden. Die Kosten des Wiederaufbaues und der fremden Besatzung, die Auslandsschulden und Reparationen belasten den einzelnen Deutschen bereits so sehr, daß ihm ohne Gefährdung der nackten

Existenz nicht noch Rüstungslasten aufgebürdet werden dürfen, die bei der Wiedereinführung einer allgemeinen Wehrpflicht alter Art eher einen negativen Verteidigungsbeitrag darstellen. Auch Dollarmilliarden dürfen darüber nicht hinwegtäuschen.

Kann nicht ein vorzeitig unterzeichneter Generalvertrag der deutschen Bundesrepublik die Hände binden? Mußte es gestern seine Kohle gratis liefern, so morgen seine Soldaten. Sie dürfen demokratisierte Uniformen, entnazifizierte Orden und — außer Dienst — Zivilanzüge tragen. Sie dürfen wieder marschieren und sollen sogar kämpfen, aber womit und wofür, das steht dann nicht in ihrer Macht. Was wird das wohl für eine Wehrmacht werden, die sich schon vor ihrer schweren Geburt vertraglich zur Ohnmacht verpflichten muß?

Welcher Kampfgeist wird wohl diese neuen deutschen Soldaten beseelen, denen man nicht nur schwere Waffen, sondern auch eine eigene Führung vorenthalten will? Denen man nicht nur die Gleichberechtigung, sondern auch die Ehre vorenthält, solange deutsche Soldaten noch unschuldig in den Gefängnissen der Westmächte schmachten und makellose Offiziere als „Kriegsverbrecher" verfemt sind? Da der Generalvertrag ein Vertrag und kein Diktat sein soll, muß er die Gleichberechtigung und Souveränität der Partner zur unablässigen Voraussetzung haben.

Für die Freiheit kann nur der Freie kämpfen! Ohne diese Freiheit kann das deutsche Kontingent — und sollte es tatsächlich einmal 500 000 Mann oder mehr stark sein — nie und nimmer einen militärisch entscheidenden Beitrag für die Verteidigung Europas leisten. Es wird den Deutschen ein Stein des Anstoßes bleiben und auch seinen fremden Befehlshabern keine reine Freude bereiten.

Deutschland kann es sich nicht leisten, künftig seine gesamte junge Mannschaft jahrelang Soldat spielen zu lassen, das heißt, für eine Tätigkeit verpflichten, die für eine wirksame Verteidigung der Heimat sinnlos geworden ist. Die Handhabung eines Schießprügels und einer Panzerfaust für „Waldgänger" kann auch bei den Schützenvereinen erlernt werden. Gerade Deutschland muß bei seiner Wiederbewaffnung neue Wege gehen. Daß es dazu befähigt ist, hat es durch den bewunderungswürdigen Aufbau seiner Industrie aus Schutt und Trümmern bewiesen.

Die in der Bundesrepublik vorhandenen Kräfte und Mittel würden ausreichen, um in zwei bis drei Jahren den Stamm eines freiwilligen Berufsheeres von 250 000 bis 300 000 Mann aufzustellen und nach den modernsten Gesichtspunkten auszubilden und zu bewaffnen.

Der Soldat muß im Frieden die Möglichkeit haben, mit entsprechend langer Kündigungsfrist nach eigenem Willen oder bei Ungeeignetheit aus dem Wehrdienst entlassen zu werden.

Nur eine scharfe Auslese, die bei Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften in gleicher Weise anzuwenden ist, kann die Berufsethik des Soldatenstandes wiederherstellen, die Schlagkraft der Truppe erhalten und praktisch verhindern, daß ein ganzes Volk zum Opfer des Militarismus wird. Ein allgemeiner Wehrdienst sollte in einem anderen Sinne durchgeführt werden: Alle in Frage kommenden Jahrgänge sollten zeitweise für staatswichtige Verteidigungsaufgaben jeglicher Art herangezogen und in den großen Rahmen der Verteidigung eingespannt werden.

Nur eine relativ kleine Wehrmacht mit besonders zum Waffendienst befähigten Soldaten kann in ihrer Rüstung und Ausbildung auf dem Höchststand gehalten werden. Sie wird es künftigen Feldherren ermöglichen, aus der stupiden Mechanik des Massenkrieges wieder eine Kriegskunst zu machen, die ihre Aufgabe nicht im sinnlosen Zerstören und organisierten Massenmord erblickt, sondern in der Beschränkung, die militärische Widerstandskraft des Gegners zu vernichten, ihre Meisterschaft beweist. Eine solche Wehrmacht einschließlich Marine und Luftwaffe ist durchaus innerhalb der deutschen Möglichkeiten und sowohl für den Westen wie für den Osten annehmbar. Einer Verteidigung der Bundesrepublik würde sie zunächst besser genügen und damit der Verteidigung Europas mehr nützen. als jenes Machwerk unsoldatischer Politiker und militärischer Utopisten, das bereits in den tiefen Brunnen des Ressentiments und der parteipolitischen Leidenschaften gefallen ist.

Ob sich unter den geschilderten trüben Vorzeichen deutsche Truppenkontingente etwa in Südfrankreich und womöglich unter italienischem Kommando mit der gleichen Bravour wie in der Lüneburger Heide schlagen werden, möchte ich sehr bezweifeln. Das kann aber von ihnen innerhalb der Europa-Armee verlangt werden, und

das ist wesentlich mehr, als es die Sowjets den Armeen ihrer osteuropäischen Satelliten zumuten.

Nach den Erfahrungen mit ihren eigenen Soldaten im letzten „vaterländischen“ Kriege haben die Sowjets in der Praxis ihrer Hauspolitik mit jenem wirklichkeitsfremden Internationalismus gebrochen, der noch immer die Köpfe unserer westlichen Politiker und Militärs verwirrt. Die Sowjets haben ihren Hilfstruppen die diversen „Vaterländer“ samt allen Eigenarten ihrer militärischen Tradition belassen. Marschall Konjew, der alte Stratege des Partisanenkrieges, weiß, warum er dieses Zugeständnis macht.

Man sollte den einzelnen Völkern einstweilen ruhig die Sorge um die Verteidigung ihrer Heimaterde überlassen. Sie können das besser als fremde Landsknechte oder ortsunkundige Legionäre. Gerade in einem etwaigen Kampf gegen den Bolschewismus ist vor allem in Frankreich und Italien, wo die Roten reichlich mit Waffen und Munition versehen sind und gegebenenfalls aus der Luft versorgt werden, mit einem grausamen Partisanenkrieg zu rechnen. Die einheimische Bevölkerung könnte dann leicht in die Versuchung geraten, eher ihren kommunistischen Landsleuten, die zur Abwechslung vielleicht unter nationalistischen Fahnen und Parolen marschieren, zu helfen, als den fremden Soldaten. Bei Berücksichtigung dieser psychologisch und militärisch wichtigen Faktoren empfiehlt es sich nicht, die natürlichen Bindungen des Soldaten zu Volk und Heimat unnötig zu zerreißen. Ich betone diese strittige Frage deshalb, weil jede Verteidigung Europas mit dem guten Willen und Einvernehmen aller beteiligten Völker steht und fällt. In der natürlichen Heimatliebe, wie in der nationalen Tradition und Kultur, die nicht im geringsten mit einem überspannten Staatsnationalismus identisch sind, ruhen noch immer „die starken Wurzeln seiner Kraft“, um die man Europa nicht berauben darf, wenn man sein organisches Zusammenwachsen nicht von vornherein verhindern will. Vielleicht sollte man doch mehr Gärtner zu Außenministern machen. Diese wissen wenigstens um das Wachstum zarter Pflanzen und ihre Kultur.

Eine ganz andere Frage ist die Aufstellung und Bewaffnung strategischer Verbände sowie einer strategischen Luftwaffe und von Fernkampfmitteln zur Bekämpfung der Angriffsbasen und Rüstungs-

zentren im feindlichen Hinterlande und einer Flotte zur Sicherung der erforderlichen Versorgung Europas aus Übersee. Die gewaltigen Entwicklungs- und Baukosten derartiger Kampfeinheiten erfordern eine enge Zusammenarbeit der europäischen Staaten untereinander und mit dem interamerikanischen Verteidigungsblock. Kein europäisches Land ist allein in der Lage, eine moderne strategische Luftwaffe und Hochseeflotte, geschweige beide zusammen, aufzurüsten und zu unterhalten. Hier, wie auf dem Gebiet der Atomenergie und Fernlenktechnik liegt für alle Anwälte gemeinsamer europäischer Streitkräfte ein weites Brachfeld offen, auf dem sie ihre eigenen Talente wie ihren wahren Geist und ihre Bereitschaft zur europäischen Gemeinschaft praktisch erproben können.

Sie sollten sich ein Beispiel an meinen skandinavischen Fliegerfreunden nehmen, die das Problem einer Zusammenarbeit in der zivilen Luftfahrt in vorbildlicher Weise gelöst haben. Was diesen jungen Fliegern dreier kleiner Völker gelang, die den traditionellen Zwiespalt und scheelen Erwerbsneid ihrer Väter im Interesse einer gemeinsamen großen Aufgabe erfolgreich überwanden, möge die übrigen europäischen Völker angesichts der sie alle bedrohenden Gefahren zu ähnlichen Leistungen auf militärischem Gebiet anspornen.

Enge Zusammenarbeit aller europäischen Völker in der Verteidigung des alten Kontinents wird uns auch Schritt für Schritt unser großes und hohes Ziel erreichen lassen: Die endgültige Einigung Europas.

Diese Einigung kann weder unter dem Druck außereuropäischer Mächte noch durch einen Zwangsvertrag zustande kommen, der die Souveränität und damit die Freiheit auch nur eines europäischen Volkes aufhebt oder einschränkt. Mehr als fünfhundert Jahre europäischer Zwietracht und der unheilvolle sacro egoismo der europäischen Nationalstaaten können nicht an einem Tage oder durch eine Notverordnung überwunden werden.

Europa ist keine Einheit, solange die Völker jenseits des Eisernen Vorhangs gewaltsam von dieser Einheit abgetrennt sind. Sie leben in demselben Raum, der die europäischen Völker in einem höheren Sinne, durch keine Grenzen und toten Zonen getrennt, vereint. Es ist die Lebenssphäre des abendländischen Menschen, in der wir die

Jahrhunderte hindurch auf der festen Basis griechischer Kunst und römischen Rechts unsere gotisch steilen nationalen Eigenheiten und bizarren individuellen Besonderheiten ausgebildet haben, um jenen kühnen Dombau abendländischer Vielfalt zu errichten, dessen Mauern die ganze Welt umfaßten und dessen Dach der gestirnte Himmel über uns war.

Dieser Raum, der für den europäischen Menschen „die Welt“ bedeutete, wird nun in dem gleichen Maße eingeengt, wie die Freiheit aus dieser Welt verschwindet. Diesen Raum, und mit ihm das Recht und die Freiheit, gilt es zu verteidigen, weil in ihm Europa in den zweitausend Jahren seiner bekannten Geschichte eine lebendigere und damit realere Einheit gefunden hat, als sie heute aus seinen irdischen Trümmern konstruiert werden kann.

Die Verteidigung Europas ist daher nicht nur eine militärische und politische Notwendigkeit, ein wirtschaftliches und soziales Problem, sondern vor allem eine geistige und seelische Aufgabe.

Es ist der Geist, der die Siege erringt, wenn ihn ein unerschütterlicher Glaube an Gott beseelt. Und Gott ist noch immer bei den im Glauben wie im Geist stärkeren Bataillonen.

Raumkrieg und Weltrevolution

Wenn der Raumkrieg als die weltumfassende Auseinandersetzung zwischen den Mächten des Himmels und der Hölle, zwischen Gut und Böse, bezeichnet wurde, so sollte damit angedeutet werden, daß der Raum auch im übertragenen Sinne — also nicht nur im physischen, sondern auch im metaphysischen — zu verstehen ist. Unter diesem Gesichtspunkt muß die Verteidigung Europas auch betrachtet werden, die tatsächlich nicht nur in zwei- oder dreidimensionaler Flächenstrategie begriffen werden kann.

Es handelt sich nicht allein darum, den geographischen begrenzten Raum Resteuropas, sondern zugleich die dem europäischen Menschen eigentümliche und lebensnotwendige Sphäre zu verteidigen.

In diesem Raume hatten sich die abendländischen Menschen und Völker, nach dem Zusammenbruch ihrer antiken Kulturen und den Stürmen der Völkerwanderung, erholen und erneut zu Persönlichkeiten entwickeln können. In den darauffolgenden Jahrhunderten wurde ihrer zusammengeballten Kraft der Raum zu eng. Die zu selbständigen Nationalstaaten herangewachsenen europäischen Völker sprengten ihren mächtigen Bau, ein jedes für sich und alle gegeneinander, um sich ihre eigene Welt zu erobern. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war dieses Zeitalter der Entdeckungen und Eroberungen und damit die Expansion Europas abgeschlossen.

Die Flaggen der europäischen Staaten wehten an allen Ecken und Enden der Welt. Diese Welt war von Tag zu Tag „britischer“, wie ihre Kultur „französischer“ geworden, und „am deutschen Wesen“ sollte sie genesen. Aber der alte Raum war zersprengt, das Gefühl einer universalen Zusammenarbeit verlorengegangen. Die Menschheit war in einzelne Individuen zerstäubt. Der Kampf aller gegen alle begann. Aus ihm gingen die beiden außereuropäischen Mächte,

die USA und die UdSSR, als Sieger hervor, um Europa und die übrige Welt unter sich aufzuteilen.

Beide haben von Europa die Tendenz zur Weltmacht, zum imperium mundi, übernommen. Doch beiden ist jene geniale Raumkonzeption des abendländischen Universalismus, in dem die Völker vereint leben und doch ihre nationale Eigenart bewahren und entfalten konnten, unbegreiflich geblieben.

Ihr falscher Internationalismus ist zum Scheitern verurteilt, weil er versucht, die Welt durch Gewalt zu beherrschen, während sie aus Trümmern gemeinsam aufgebaut werden muß, und zwar auf dem Fundament der Gerechtigkeit, wie es am Portal der Wiener Hofburg geschrieben stand: Justitia fundamentum regnorum est!

Ein Neubau der Welt kann nicht von heute auf morgen erfolgen. Die heutigen Staatsmänner haben es jedoch mit ihren Superkonstruktionen so furchtbar eilig, weil sie allesamt danach trachten, ihre Utopia noch bei Lebzeiten unter Dach und Fach zu bringen, um dann an Stelle des Richtfestes den unvermeidlichen Einsturz zu erleben, weil sie auf trügerischem Grund gebaut haben.

Nicht viel besser wird es unseren Strategen ergehen. Auch sie lieben es, in luftleeren Räumen mit fiktiven Begriffen zu operieren und tun so, als hätten sie wirklich die Patentlösung für alle militärischen Probleme gefunden.

Konnte der erdgebundene Flächenstratege sich gestern noch mit einem oberflächlichen Überblick der sogenannten Weltlage begnügen, so muß der Raumstratege von morgen ein gut Teil von jener transzendentalen Visionskraft besitzen, die stets nur den wahren, weil gottbegnadeten Künstlern, auch unter den Staatsmännern und Feldherren gegeben ist.

Der zukünftige Raumherr muß nicht nur Weitblick und Voraussicht, sondern vor allem eine tiefschürfende Kenntnis des menschlichen Wesens besitzen, um die hintergründigen Absichten seines Gegners wie die Folgen seines eigenen Handelns zu erkennen.

Er muß über eine Weltschau verfügen, die der eines Goethe und nicht der unserer heutigen Militärkritiker geistesverwandt ist. Dies ist von einem Manne zu fordern, dessen Denken und Handeln das

Geschick dieser Welt wieder zum Guten wenden soll. Er darf und kann sich nicht beschränken, die Fronten mit bunten Fähnchen auf den Generalstabskarten zu markieren und danach seine Entscheidungen zu fällen und seine Schlachten zu schlagen, weil die wirklichen Fronten gar nicht mehr geographisch erfaßbar sind, da die eigentlichen Entscheidungen unserer Krise in der Brust jedes einzelnen Menschen ausgefochten werden.

Unseren militärischen und politischen Berufsstrategen ist diese Erkenntnis, trotz zweier Weltkriege, bisher versagt geblieben. Ihren scharfsinnigen Katastergehirnen war es nur möglich, die an der Oberfläche erkennbaren Daten und Fakten zu registrieren, während sie für die unter- und überirdischen Strömungen des Jahrhunderts kein Organ besaßen und daher den inneren Problemen gegenüber blind und taub, vor allem aber gewissenlos geworden waren. Nur so ist es zu erklären, daß sie trotz ihrer materiellen und militärischen Macht die Aufgaben unseres Jahrhunderts nicht zu lösen vermochten — und auch in einem neuen Weltkriege alten Stils ganz gewiß nicht lösen werden.

Für den Strategen darf sich der Sinn des Krieges, den er plant und zu führen gezwungen wird, immer nur aus dem Sinn des künftigen Friedens ergeben, wodurch sich die Frage nach einem „gerechten“ Kriege von selbst beantwortet.

In diesem Sinne erweist sich der Streit, ob ein „Verteidigungskrieg“ gerechter ist als ein „Angriffskrieg“, als sophistische Wortklauberei, zumal wir spätestens seit Clausewitz wissen, daß der Angriff zuweilen die beste Verteidigung ist. Ein Krieg jedoch, der sich selbst zum Zweck wird und der über den Waffenstillstand hinaus mit politischen und wirtschaftlichen Mitteln auf die kalte Art fortgeführt wird, ist verbrecherisch und ungerecht.

Jeder Mensch, der sich bemüht, den Sinn seines Handelns zu erkennen, ist, wie der Reiter Dürers, zwischen Tod und Teufel gestellt. Er zieht gewappnet durch die Landschaft unserer Zeit, die sich schon dem Nürnberger Meister als Raum offenbarte, wie er den Geist seiner Zeit in der Gestalt des Ritters ohne Furcht und Tadel verkörpert sah.

An diesem Bilde, das in einer ähnlichen Zeitenwende entstand, wie wir sie heute erleben und erleiden müssen, wird besser als mit tausend Worten der Sinn dieser ewig gleichen Auseinandersetzung verständlich. Wie im Bilde Albrecht Dürers wird uns die Zeit immer nur als Raum und der Geist am besten durch die Tat erkennbar und verständlich.

Wir, die wir am Rande der Neuzeit stehen, müssen den Mut haben, die Schwelle in den unbekannten Raum einer ungewissen Zukunft zu überschreiten. Wir können nur ahnen, wie sich das Leben und der Kampf in der zukünftigen Welt abspielen werden. Als menschenwürdiges Leben kann es nur in Freiheit und Gerechtigkeit gelebt werden. Eine neue Welt wird sich auf diese beiden Grundpfeiler stützen.

Für den Raumstrategen ergibt sich die Aufgabe, alle positiven Kräfte zu mobilisieren und die große Marschrichtung festzulegen. Er wird weder mit imaginären Wunderwaffen noch in luft- und menschenleeren Räumen operieren, sondern mit den vorhandenen Kräften und Mitteln rechnen. Die Raumstrategie ist keine Utopie, sondern eine Zusammenfassung unserer geschichtlichen Erfahrungen und menschlichen Erkenntnisse.

Nicht die Subordination, sondern die Koordination aller freien Menschen und Völker ist ihr eigentliches Ziel. Nur dann ist die gegenwärtige Krise, die geistige und materielle Not unserer Zeit zu überwinden.

Den Raumstrategen muß ein schöpferischer Geist beseelen, dessen besondere Aufgabe eine historische ist, wenn er sie auch nach den Methoden der exakten Wissenschaften lösen muß, damit die von ihm geplante und konstruierte reale Welt den Idealen künftiger Generationen entspricht.

Eine solche Raumstrategie kann sich nicht mit einem „negativen Siege“ über den Bolschewismus — wie ihn die Alliierten 1945 über den Nationalsozialismus errangen — begnügen. Sie muß das Wesen dieses Zeitphänomens ergründen, um die Weltrevolution, die das Ausmaß und die Gewalt einer Sintflut angenommen hat, endgültig zu überwinden.

Erst durch unser Verschulden ist die Weltrevolution „böse“ geworden, wie erst durch unser Versagen das Böse im Bolschewismus — der mehr der eingeborene Sohn des westlichen Ungeistes als ein asiatischer Steppendämon ist — seine furchtbare und bedrohliche Gestalt angenommen hat. Nur durch neue Fehler kann der Bolschewismus und mit ihm das Böse Gewalt über uns bekommen.

Der Bolschewismus ist für uns zum Versucher geworden. Sein teuflisches System ist auf der Versuchung und Verführung des Gegners wie auf dessen Schwäche, Furcht und Verworfenheit aufgebaut.

Seine These von der Expropriation der Expropriierten setzt die soziale Ungerechtigkeit im Kapitalismus voraus, wie sein Dogma von der Autodestruktion der kapitalistischen Imperien sich auf den verderblichen Hang zum politischen Selbstmord in der westlichen Welt stützt. Die uns angekündigte Herrschaft des Proletariats beruht auf der Spekulation, daß wir alle im weiteren Verlauf der Weltrevolution, mit ihren Wirtschaftskrisen und Weltkriegen, zu besitz- und rechtlosen, damit aber unfreien Proletariern werden —, die endlich des Paradieses auf Erden teilhaftig werden.

Dieses Paradies offenbart sich uns in Osteuropa und Sibirien in der Form von Konzentrationslagern und Massengräbern.

Wie alle falschen Propheten und sozialen Quacksalber, die auf die Dummheit und Verderbtheit ihrer Mitmenschen spekulieren, haben sich auch die Sowjets ihr böses Werk leicht gemacht. Aber sie haben, wie Beelzebub, nur die Kraft, ihr teuflisches Vorhaben zu beginnen, doch nicht, es zu vollenden. Sie können Unfrieden stiften, umstürzen, einreißen, gleich- und niedermachen, doch niemals auf den Trümmern ihrer Weltrevolution eine neue Welt erbauen. Sie haben es in fünfunddreißig Jahren in einem so großen und reichen Lande wie Rußland nicht vermocht; sie werden es nie zustande bringen, und sollten sie tausend Jahre lang die Völker und Schätze der ganzen Welt beherrschen.

Unter dieser Betrachtung erweist sich ihre furchterregende Macht als Ohnmacht. Sie werden der weltrevolutionären Entwicklung, die sie zwar noch beschleunigen können, nicht mehr Herr.

Um ihr Ende herbeizuführen, bedarf es kaum der Atombombe und nicht unbedingt eines neuen Krieges. Ein etwa von den USA beschrittener Kriegspfad würde den Sowjets eine willkommene Handhabe bieten, ihr Gewaltsystem zu rechtfertigen.

Man müßte sie isolieren, sie in Quarantäne legen, sie wie die Pest meiden, damit sie von allen guten Geistern verlassen immer abschreckender wirken und an ihrer eigenen Krankheit eingehen. Dazu müßten ihnen überall auf der Welt das Wasser abgegraben und die Quellen der Unfreiheit und Ungerechtigkeit verstopft werden, die den Strom der Weltrevolution speisen.

Da der Bolschewismus die Macht des Bösen in seiner letzten Perfektion verkörpert, kann man gegen die Gewalt der von ihm beherrschten Massen nicht Massen mobilisieren, es sei denn, man will an Stelle des Sowjetsystems ein noch ärgeres System der Sklaverei setzen.

Wenn wir nicht nur den Bolschewismus, sondern auch die Weltrevolution überwinden wollen, dann müssen wir die Freiheit gegen die Sklaverei, die Persönlichkeit gegen die Masse, das Recht gegen das Unrecht und die Qualität gegen die Quantität zu Felde führen.

Die Geschichte Europas beweist uns, daß der abendländische Mensch an diesem Dualismus zwischen dem Orient und dem Okzident, dem Allgemeinen gegen das Besondere, dem Kollektiv gegen die Persönlichkeit, über sich selbst hinausgewachsen ist und jene Kulturen geschaffen hat, die auch heute noch die Bewunderung der ganzen Welt verdienen.

In Europa, der Mutter des Abendlandes und der Wiege seines freien und furchtlosen Geistes, wird sich das Schicksal dieser Welt erfüllen, weil es in ihm begründet ist. Der Kampf um die Freiheit ist ein Kampf um Europa, das in seiner Geschichte die Freiheit wie das Geheimnis des Grals gehegt und gehütet hat. Das ist der höhere metaphysische wie der tiefere mystische Sinn unserer großen Auseinandersetzung, die eine Menschenkrise und zugleich eine Zeitenwende ist.

Da der Mensch den wahnwitzigen Versuch unternahm, sich und sein Zeitalter für autonom zu erklären und die Ewigkeit zu leugnen, wird diese Zeit nicht ewig dauern. Für den autonomen Menschen

der Neuzeit und für seine Weltrevolution hat bereits die 25. Stunde geschlagen.

Die Zukunft wird durch einen starken Glauben und durch ein schöpferisches Raumdenken erschlossen werden, die gemeinsam die ewig gültigen Maximen des Lebens erkennen, um sie in unserer Welt zu verwirklichen. Erst dann wird die Menschheit ihren gerechten Frieden finden.

„. . . im übrigen glaube ich, daß wir es unseren deutschen Landsleuten nicht zumuten können, für die Verteidigung Europas zu kämpfen, solange deutsche Soldaten in europäischen Gefängnissen schmachten!“









